SÜDOST-EUROPÄISCHE FRAGEN

von

HERMANN WENDEL

Mitglied des Reichstags

S. FISCHER · VERLAG · BERLIN

LABIL. UFCA
N° 11
MOVIMENTOS

S F
V

SÜDOSTEUROPÄISCHE FRAGEN

VON

HERMANN WENDEL

MITGLIED DES REICHSTAGS

1918

S. FISCHER · VERLAG
BERLIN

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Erstes bis drittes Tausend.

Alle Rechte vorbehalten, besonders das der Übersetzung.

INHALT

Geleitwort. 9

Südslawischer Aufstieg. 11

Das alte und das junge Montenegro . 66

Der albanische Knoten 119

Die makedonische Sphinx. 177

Aus der benutzten Literatur. 252

GELEITWORT

Nicht wie es in diesen Jahren so häufig geschieht, Balkanangelegenheiten in eine fertige Schablone hineinzupressen, sondern aus dem Wesen der Dinge ihre eigene Melodie, ihre eigene Philosophie zu entwickeln, ist Aufgabe dieser Blätter.

Welch allgemeiner Rhythmus in ihnen pulst, wird der feinfühlige Leser auch ohne ausschweifende Vorrede herausfinden und es den krummen Zeitläuften zugute halten, wenn er hier und da auf eine Voraussetzung stößt, zu der er die Folgerung vergeblich sucht.

Nicht unerwähnt bleibe, daß ich Land und Leute auf dem Balkan nicht nur vom Schreibtisch her kenne. 1909, 1910, 1911, 1912 tat ich mich in Serbien, Bulgarien, Montenegro und der europäischen Türkei um, und während des vorletzten Arnautenaufstandes durchquerte ich im Sattel das unbekannte Albanien, »*l'Albanie inconnue*«, von Prizren bis Skutari.

O friedsamer Blütengarten des Bektaši-Scheichs Adem-Baba! O weite Sternennacht am rauschenden Drin!

Frankfurt am Main
Anfang September 1918

Hermann Wendel

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

SÜDSLAWISCHER AUFSTIEG

Durch den Weltkrieg sind uns die früher gar fernen Balkandinge so nahe gerückt, daß sich ihr Gesichtsfeld willkürlich verschoben hat. Ein Hüben, ein Drüben nur gilt: hier unsere Freunde, Bulgaren, Türken und zur Not Albaner, dort unsere Feinde, Serben, Griechen und eben noch Rumänen. Aber die glatte und saubere Teilung der Balkanvölker in solche, auf die wir ein Maschinengewehr richten müssen, und solche, mit denen wir einen Zwetschenschnaps trinken dürfen, verführt in gefährlicher Weise zum ungeschichtlichen Denken. Aus den großen historischen Zusammenhängen brechen wir heraus, was uns für den Augenblick politisch schätzbar dünkt. Und doch geht uns das eigentliche Verständnis auch für die Tagesvorgänge auf dem Balkan erst dann auf, wenn wir sie in den Rahmen des gewaltigen weltgeschichtlichen Prozesses einspannen, von dem sie Teilerscheinungen sind und den man den Aufstieg des Südslawentums nennt.

I

Für eine Erkenntnis dieses Prozesses ist eine Parteinahme in dem Streit zwischen der autochthonistischen und antiautochthonistischen Schule der Geschichtsschreibung kaum vonnöten, von denen jene die Südslawen Ureinwohner der heute von ihnen besiedelten Landstriche sein läßt und Alexander den Großen unter Umständen als bulgarischen Zaren anspricht, diese ihre Einwanderung in die Balkanhalbinsel je nachdem in das zweite, auch dritte, meist aber sechste Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung verlegt. Auf jeden Fall saßen im siebenten Jahrhundert von der Adria bis zum Pontus südslawische Stämme, auf einem Gebiet, das vorher nur die Römer ganz beherrscht hatten und das gleich unbedingt weder Byzantiner noch Türken ihr eigen nennen sollten, ob sich gleich jene allezeit als die angestammten Herren der thrako-illyrischen Halbinsel aufspielten. Müßig ist auch eine Absteckung der Wohnsitze und eine Festlegung der Namen für die einzelnen Stämme, denn die Grenzen verliefen oft ineinander, die Bezeichnungen wechselten häufig, und zudem hüllt undurchdringliches Dunkel ganze Strecken der mittelalterlichen Balkangeschichte ein. Selbst in späteren Zeitspannen schwanken die Begriffe noch: die Stadt Ochrid etwa wird im fünfzehnten, sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert von den zeitgenössischen Schriftstellern bald serbischem, bald bulgarischem, bald make-

donischem Lande zugeteilt, und Benennungen wie Serben, Bulgaren, Kroaten, Slowenen sind in der scharfen Ausprägung von heute erst Bildungen des neunzehnten Jahrhunderts.

Auch von den Südslawen dieser Zeit gilt, was Morgan in seinem bahnbrechenden Werk über die Urgesellschaft von den alten Hellenen sagt: »Sie bestanden aus zersplitterten Stämmen, deren Verfassungsform die nämlichen charakteristischen Merkmale aufwies, wie die aller barbarischen Stämme, wenn sie in *gentes* organisiert waren und sich auf derselben Kulturhöhe befanden. Ihr Zustand war genau so beschaffen, wie man ihn unter Gentileinrichtungen voraussetzen konnte, und bietet daher nichts sonderlich Bemerkenswertes dar.« Der Hausgenossenschaft oder *Zadruga*, der Urzelle des gesellschaftlichen Zusammenlebens, deren Sinn die gemeinsame Ausnutzung durch Blutsbande vereinter Arbeitskräfte war, entfloß die streng demokratische Willensrichtung der Südslawen, von der schon Prokop berichtet; der Absonderung in Stämme, deren jeder eine Anzahl Zadrugen umfaßte und in deren Rahmen sich Jahrhunderte das bescheidene öffentliche Leben der Südslawen abspielte, entsprang der Hang zu Zwietracht und Streit, den die einfältig biederen Geschichtsschreiber von *anno* dazumal ihnen, ähnlich wie den Germanen, als Rassefehler oder Nationaleigenschaft aufmutzten; schier unzerstörbar war die Sage, daß diesen Völkern keine »staatenbildende Kraft« innewohne. In Wahrheit erwuchs nationales Zusammengehörigkeitsgefühl oder gar staatliches Bewußtsein nir-

gends aus der Gentilorganisation, und wenn die Entwicklung auch auf dem Balkan umfangreichere Gebilde vorbereitete und, wie überall unter ähnlichen Verhältnissen, mit der Zeit die Stammesvorsteher als Adelskaste ausschied und den Heerführer zum Königsthron emporhob, so waren doch größere südslawische Reiche, durch den Druck eines feindlichen Angriffes zusammengepreßt oder durch die Faust eines starken Herrschers zusammengerafft, nie von Dauer; stets behaupteten die Großen mehr oder minder ihre Selbständigkeit und leicht zerfiel das Ganze in unabhängige Teilfürstentümer.

Da die Römer Südosteuropa durch Heeres- und Handelsstraßen fest an ihr Reich angeschlossen und allenthalben die Kastelle ihrer Zivilisation aufgerichtet hatten, schleuderte der Einbruch der Südslawen die Balkanhalbinsel sozial und kulturell auf eine bereits überholte Entwicklungsstufe zurück, und als der *orbis Romanus* in eine östliche und westliche Hälfte auseinanderbrach, sperrten diese Barbarenstämme an der unteren Donau das byzantinische Reich um so eher durch festen Riegel von Mittel- und Westeuropa ab, als seine Front nach Osten lag und Konstantinopel nur einen Brückenkopf am europäischen Ufer darstellte. Die Slowenen freilich als westlichster südslawischer Stamm wurden schon im achten Jahrhundert, von den Avaren zum hilfesuchenden Anschluß an die Bajuvaren getrieben, endgültig dem romanisch-germanischen Kulturkreis einverleibt und gerieten als Hintersassen deutscher Grund-

herren in Kärnten, Krain und Steiermark vorderhand in Vergessenheit. Aber auch zwischen den Balkanslawen und dem weströmischen Reich rissen nicht alle Fäden. Die Aachener Pfalz sah des öfteren Gesandte der Bulgaren, die auch den morgenländischen Warenhandel mit Nordwesten vermittelten, die Serben suchten mehr als einmal an dem westlichen Kaiser eine Stütze gegen die Byzantiner, und die Kroaten galten zu Zeiten als treueste fränkische Vasallen. Erst recht warb Ost- und Westrom um die auf beider Diagonale liegenden Südslawen, als sie durch die Taufe in den Ring der damaligen gesitteten Welt eintraten. Um die Seele nicht nur der Kroaten, sondern auch der Serben und Bulgaren rangen Staat und Kirche von Byzanz so gut wie von Rom mit allen Kräften. Als die Kroaten, noch im neunten Jahrhundert byzantinischem Einfluß unterlegen, sich dauernd auf die römische Seite gedrängt sahen, retteten sie aus dem Hin und Her dieser Ränke und Kämpfe die slawische Liturgie, die für sie ein treffliches Mittel nationaler Selbsterhaltung wurde. Umgekehrt empfingen Bulgaren und Serben ihre Herrscherkronen und -titel gelegentlich vom Papst, um schließlich bei der orthodoxen Lehre zu beharren. Jahrhunderte blieb, bis auf diesen Tag, die über den Balkan laufende Scheidelinie zwischen griechischem und römischem Katholizismus, das war: zwischen östlicher und westlicher Kultur, für die politischen Geschicke der Südslawen mitbestimmend.

Weil die byzantinische Seemacht das Mittel-

meer, damit die Adria und die dalmatinischen Küstenstädte beherrschte, übte Ostrom seinen Einfluß auf die Balkanslawen, denn am adriatischen Gestade lagen die Einfallstore in die Halbinsel. Auf den Straßen, die von Durazzo über Salonik nach Konstantinopel liefen oder von Skutari durch das Drintal zum Amselfeld vorstießen, und ihren mannigfachen Verästelungen überschwemmte byzantinische Einwirkung auf allen Lebensgebieten das Land, bei den Bulgaren noch mehr als bei den Serben, weil sie örtlich dem Mittelpunkt des oströmischen Reiches näher gerückt und ihm auch zwei Jahrhunderte unmittelbar unterworfen waren. Auf Schritt und Tritt verriet die ältere südslawische Literatur die Abhängigkeit von Byzanz; die mächtigsten mittelalterlichen Südslawenherrscher, Simeon von Bulgarien und Dušan von Serbien, richteten Blick und Wunsch so nach Ostrom wie die Hohenstaufen nach Westrom; die bulgarischen Zaren trugen die Purpurschuhe, am Bosporus das erlauchte Zeichen der kaiserlichen Majestät, und hüllten ihren Namen in den ganzen brokatenen Wortprunk des byzantinischen Kurialstils; die serbischen Machthaber thronten im schimmernden Kreis der in Byzanz üblichen Würdenträger und Hofämter und legten sich am Ende den byzantinischen Kaisertitel bei. Vor allem aber war die Sozialverfassung der spätmittelalterlichen südslawischen Reiche im wesentlichen ein Abklatsch des byzantinischen Feudalstaates, in dem alle inneren Erschütterungen der letzten Jahrhunderte der steten Aufsaugung des

Kleinbauerntums durch den Großgrundbesitz entsprangen. Auch Bulgarien und Serbien bildeten ständisch gegliederte Feudalstaaten, in denen Adel und Geistlichkeit das Heft in Händen hielten und durch ihre in Byzanz unbekannten Reichstage die landesfürstliche Macht stark einschränkten. Aus dem freien Gentilgenossen war ein schollenpflichtiger oder leibeigener Bauer geworden, auf dem Wege einer sozialen Umwälzung, in der sich die Sekte der Bogumilen zur leidenschaftlichen Vorkämpferin der alten Stammesdemokratie gegen die neue Feudalverfassung aufwarf.

Während das Vordringen der Deutschen über die Leitha und das Eindringen der Magyaren in die Ebenen zwischen Donau und Theiß Nord- und Südslaven auseinanderriß, war bei allem Vorrang des byzantinischen Einflusses der Balkan dem Westen keinesfalls verschlossen; nicht nur durch die Adria, sondern auch auf der Donau streckte Mitteleuropa seine Fühlhörner nach dem Südosten aus; im elften Jahrhundert war Regensburg Hauptort des Donauverkehrs bis Belgrad. In dauernde enge Berührung aber kamen Morgenland und Abendland erst wieder durch die Kreuzzüge, die die wirtschaftlich sehr aufgeblühten norditalienischen Stadtrepubliken an die vorderste Stelle im Orienthandel rückten. Im dreizehnten Jahrhundert fiel der ganze Balkan in den handelspolitischen Einflußbereich der Venezianer, die, wie schon vordem ihre Schutzbefohlenen, die Ragusaner, den Landweg nach Konstantinopel durch die Wohnsitze der Serben und Bulgaren nicht selten dem durch

die Genuesen gern gesperrten Seeweg vorzogen. In Salonik, Philippopel und Adrianopel gediehen Handelsniederlassungen unter dem Schutz des Löwen von San Marco, und in Varna am Schwarzen Meer saß der Konsul des Dogen. Auch Friedrich Barbarossa kam, bei seinem Durchzug nach dem Gelobten Land, in Nisch mit dem serbischen König Stefan Nemanja zusammen, der sich ihm, freilich vergebens, als Vasallen antrug. In der Folge halfen den Serben deutsche Bergleute den seit Römerzeiten verfallenen Gold-, Silber-, Kupfer-, Eisen- und Bleibergbau zu neuer Blüte bringen, deutsche Ritter, besoldet durch den Segen dieser Erzgruben, halfen ihnen, ihre Schlachten gewinnen: bei Küstendil, wo 1330 Serbien durch Zerschmetterung der bulgarischen Macht die führende Rolle unter den Balkanvölkern an sich riß, fochten in seinem Heere an entscheidendem Platze dreihundert deutsche Panzerreiter. Wie denn über die östlichen Adriahäfen sogar französische Ritterromane zu den Südslawen gelangten und als Spiegelbilder feudaler Weltanschauung begeisterte Verehrer fanden, so wimmelte es an Dušans Hof nicht nur von Bulgaren, Griechen und Albanern, sondern auch von Vertretern des deutschen Rittertums und Bergbaus, von Angehörigen der venezianischen und florentinischen Handelswelt und von Mitgliedern des dalmatinischen Stadt- und Geldadels. Die Balkanslawen am Ausgang des Mittelalters waren alles andere als Barbaren; der soziale und kulturelle Abstand zwischen ihnen und dem übrigen Europa war um ein

Vielfaches geringer als später nach vier Jahrhunderten Türkenherrschaft. Als man anderwärts von internationalem Privatrecht kaum den Begriff kannte, gab der Serbenkönig Stefan Uroš Milutin den ragusanischen Kaufleuten für den Kriegsfall durch Vertrag eine sechsmonatige Frist zur Wegschaffung ihrer Waren, und das berühmte Gesetzbuch seines Oheims Dušan sah Geschworenengerichte vor, die sogar England damals nicht besaß, und schützte den schollenpflichtigen Bauern vor Übergriffen der Grundherren weit wirksamer, als es zur gleichen Zeit in Deutschland geschah. Zu einem Bürgertum fanden sich freilich erst schwache Ansätze. Mit Notwendigkeit war alle Kultur nicht südslawisch-bürgerlich, sondern byzantinisch-mönchisch, aber die Verbindung mit dem Abendland und die Entfaltung des Handels verbürgte eine Entwicklung, die allgemach über den Feudalismus zum Kapitalismus, über die Naturalwirtschaft zur Geldwirtschaft, über die ständische zur bürgerlichen Geistesbildung hinleiten mußte.

II

Mit den Wirklichkeiten der Gegenwart verschüttete der Türkeneinfall im vierzehnten Jahrhundert alle Möglichkeiten der Zukunft. Teile der Südslawen wurden durch den Türkendruck für Jahr und Tag fest mit dem Hause Habsburg verklammert, denn der Völkerstaat Österreich fand seine eigentliche Daseinsberechtigung als Schutzwall gegen den von Osten

drohenden Feind. Aber mochten auch die Slowenen und in ihrer Mehrzahl die Kroaten vom dauernden Joch der Osmanenherrschaft befreit bleiben, so sahen sie doch ihre Heimat stets in eine Wachtstube, oft in ein Schlachtfeld verwandelt: zwischen 1463 und 1528 zählten Krain, Kärnten und Südsteiermark allein zehn Einbrüche der Türken. Wer kein Habe- nichts war, kehrte den ungastlichen Grenzgauen den Rücken und zog mit Sack und Pack ins Innere; wer blieb, verwilderte und verrohte unter stetem Krieg und Geplänkel; kaum lohnte noch der Anbau des Ackers; die Landstriche nächst der Hercegovina verwahrlosten zur Wüstenei; von den Grafschaften Lika und Korbavia sprach man als von dem *desertum primum*, von dem späteren Karlstädter Generalat als dem *desertum secundum*.

Erst recht wurde die Entwicklung des Balkanslawentums durch die Türkenherrschaft in eine ganz andere Richtung gezwängt oder vielmehr jede Entwicklung hoffnungslos unterbrochen. Wenn die unterworfenen Völker im ersten Anfang, in den ungewohnten Friedenszustand versetzt, von den Kriegslasten befreit, mit Abgaben nicht übermäßig bepackt, ein wenig aufatmeten, so warf sie doch schon die gesellschaftliche Verfassung der Türken ins tiefste Mittelalter zurück und hemmte ihren Aufstieg für lange Zeitspannen. Indem die Eroberer nicht nur die vorhandenen Staatsformen zerbrachen und wie mit einem Schwamm über die Grenzen hinwischten, sondern auch die Axt an die feudale Gliederung des bulgarischen und

ser bischen Volkes legten und Bojaren, Handelsleute, Freibauern und Leibeigene bunt durcheinander in die graue, unterschiedslose Masse der Raja einstampften, nahmen sie ihnen die obere Schicht, die damals allein Träger der nationalen Kultur und Überlieferung zu sein vermochte, und stießen sie in das Dunkel der »geschichtslosen Nationen«. Als Raja, rechtlos, hilflos, willenlos, zinsend und fronend, von Lasten und Leistungen immer mehr erdrückt, frecher Willkür tagtäglich mit gebundenen Händen preisgegeben, dämmerten sie Jahrhunderte dahin. Bettelhafte Armut war ihr Los, denn die Scholle, die sie mit dem Pflug wendeten, gehörte nicht ihnen, und was nicht niet- und nagelfest war, entrissen ihnen Staat und Grundherr unter hundertfältigem Vorwand. Nicht allein die Städte verödeten, auch die Landwirtschaft verfiel: die Salzsteuer lichtete den Viehstand, die Tabaksteuer zerstörte den Tabakbau, die Fronarbeit richtete den Bergbau zugrunde.

War der Balkan bis dahin zum mindesten ein Anhängsel Europas gewesen, so wurde er durch Einfügung in den osmanischen Machtbereich zu einem Vorwerk Asiens. Wo der Pestkordon die europäische Welt vor der Einschleppung gefährlicher Seuchen schützen sollte, hörte das Abendland auf; wo sich die ersten Wachttürme der Janitscharen erhoben, begann das Morgenland. Noch zogen anfangs norditalienische und dalmatinische Kaufleute die alte Handelsstraße von Ragusa über Nisch und Adrianopel nach Byzanz, das jetzt Stambul hieß.

Aber einmal drückten große Umwälzungen wie die Entdeckung Amerikas, die Auffindung des Seewegs nach Ostindien und die Eroberung Ägyptens durch die Türken das Mittelmeer in seiner Handelsbedeutung zu einem bloßen Binnensee, seine venezianischen und genuesischen Nutznießer zu Kleinkrämern herab, da die neuen großen Seehandelsstraßen durch den Atlantischen Ozean zogen und Portugiesen, Holländer und Engländer mit Reichtum, Glanz und Macht überschütteten. Zum anderen waren die Türken ein Volk von »Helden«, nicht von »Händlern«, und schon der Mangel an den ersten Voraussetzungen für die Wirtschaftsblüte eines Landes, Sicherheit des Lebens und des Eigentums, ließ unter dem Halbmond auf die Dauer fast alle ökonomischen Beziehungen mit der westlichen Zivilisation einschrumpfen und absterben. Wie die Kanäle vertrockneten, die das Euphrat- und Tigrisgebiet in einen Fruchtgarten ohnegleichen verwandelt hatten, so verkümmerten die großen Handelsstraßen durch den Balkan zu armseligen Saumpfaden, auf denen spärliche Pferdekarawanen kärgliche Güter hin- und herschleppten. Auch die untere Donau war statt wie vordem von fremden Handelsfahrzeugen nur mehr von türkischen Kriegsschaluppen trübselig belebt. Mit dem Verfall von Handel und Gewerbe erloschen bei den Balkanvölkern alle Vorbedingungen für jene Entwicklung, die bei den Völkern Mittel- und Westeuropas unter heftigen Klassenkämpfen zur Bildung eines Bürgertums, zur Niederwerfung des Feudalismus und zur Entstehung

des Nationalstaates hinleiteten. Dünger fremder Größe zu sein, war ihnen nicht verwehrt. Aus Serben und Bulgaren, die im frühen Kindesalter ihren Familien entrissen wurden, setzte sich das berühmte Fußvolk der Janitscharen zusammen, das den Bestand der osmanischen Herrschaft so lange stützte und schützte: Südslawisch war die Umgangssprache in ihrer Truppe. Und wie Südslawen aus dem venezianischem Einfluß nie ganz entrückten Dalmatien als Lehrer an italienischen, französischen und deutschen Hochschulen glänzten, so fand sich in der Reihe gerade der mächtigsten und bedeutendsten Großveziere mehr als ein zum Islam übergetretener Südslawe. Aber als Nationen waren die Balkanvölker ausgelöscht; nicht Serben noch Bulgaren kannte der Osmane, sondern nur die Raja der Provinz Rumili.

Mit der wirtschaftlichen riß jede geistige Beziehung zum Abendland. Die großen Bewegungen wie Renaissance und Humanismus, Reformation und Gegenreformation, die hier Hirne und Herzen umpflügten, gingen eindruckslos an den Balkanvölkern vorbei. Kaum erreichte die Buchdruckkunst die Südslawen der Türkei, die sie, des Lesens und Schreibens unkundig, nur wenig vermißten. Auf bulgarisches Gebiet gelangte überhaupt keine Druckpresse; in Serbien wurden wohl in ein paar Klöstern ein paar Gebetbücher abgezogen, aber schon im sechzehnten Jahrhundert bediente man sich wieder, wie vor alters, der Tinte und Feder zur Vervielfältigung der wenigen liturgischen Werke.

Zur Ausdörrung alles geistigen Lebens trug

die Sonderstellung der griechischen Kirche unter den Südslawen bei. Die Griechen waren sozusagen das herrschende unter den beherrschten Völkern. Nicht nur stahlen sich die Großkaufleute des „Fanar" mit dem stets offenen Dukatensäckel in die Gunst des „Padischa" ein, sondern der ökumenische Patriarch war auch dem Kalifen als geistlicher Polizeimeister, die orthodoxen Popen als geistliche Büttel über die christliche Raja lieb und wert. Im Range eines Paschas mit drei Roßschweifen stehend, auch mit weltlicher Strafgewalt über Unbotmäßige bedacht, hatte dieser Kirchenfürst die Lehre: Freiheit im Himmel und Gehorsam auf Erden! den Unterworfenen immer aufs neue mundgerecht zu machen; noch 1798, in einer Zeit der Gärung, wies der Patriarch Anthimos in väterlicher Mahnung seine Lämmer darauf hin, daß die Vorsehung selbst die osmanische Herrschaft als Schutz gegen die abendländische Ketzerei auserkoren habe. Seine günstige Lage nützte das griechische Pfaffentum zu schamloser Ausplünderung der Gläubigen. Soweit die Sterne über türkischen Landen schienen, war nichts so verkommen und faul, nichts so raffgierig und käuflich, nichts so unwissend und schmutzig wie die Popen, und ebenso redlich wie die osmanischen Unterdrücker selbst sammelten diese »christlichen Türken« bei den Slawen, deren Sprache sie nicht kannten, aber verachteten, ein unerschöpfliches Kapital an Volkshaß.

Die vielen Menschenalter der Verknechtung prägten dem Volkscharakter der Balkanslawen

unverwischbare Spuren ein. Schäumte früher in den Adern der Bulgaren etwas von dem wilden Blut des Südtürkenstammes, der einst die slawischen Besiedler des Landes unterworfen hatte, um ganz von ihnen aufgesogen zu werden und ihnen nur den Namen zu hinterlassen, so wurden sie jetzt demütig und duldsam, die friedfertigste aller Raja, denn ihnen saß der Bedrücker am unmittelbarsten auf dem Nacken und lähmte sie außerdem durch Ansiedlung von mehr als einer Million Osmanen auf ihrem Gebiet. Während die wirtschaftliche Entwicklung bei den westlichen Völkern Tatkraft und Schaffensdrang weckte, die ihrerseits wieder zu Hebeln der kapitalistischen Entfaltung wurden, gedieh in Südosteuropa, wo der Ertrag aller Arbeit in fremde Taschen floß und Fleiß und Regsamkeit des Sinnes entbehrten, der Hang, Gottes Wasser ruhig über Gottes Land laufen zu lassen. Die Ergebung in das nun einmal Unvermeidliche: Kismet! Kismet!, die dem Moslem innewohnte, färbte auf die christliche Raja ab; noch in dem westlichsten Serben steckt ein Zug vom Orientalen. Da Fürst Pückler nicht nur als leichtherziger »Genüßling«, sondern auch als scharfer Beobachter Griechenland durchstreifte, erkannte er in den minder trefflichen Eigenschaften der neuen Hellenen Überbleibsel aus der Zeit der Knechtschaft. »Gewohnheiten,« meinte er, »brauchen Jahrhunderte, ehe sie sich verlieren, wenn auch das Motiv, durch das sie entstanden, längst verschwunden ist,« aber spätere Reisende gefielen sich darin, Schlendrian und Schmutz

der Christen mit Würde und Wohlanstand der Mohamedaner zu vergleichen, ohne zu sehen, daß beides in dem Unterschied zwischen einem Herrenvolk und einem Knechtsvolk sozial begründet war; auch Bismarck zahlte ähnlicher Oberflächlichkeit seinen Zoll, wenn er den Türken den einzigen Gentleman des Orients nannte.

Bei allem Elend ihrer Geschichtslosigkeit hinderte gerade der soziale und religiöse Abgrund, der sie für ewig von der Herrenkaste trennen sollte, die Balkanslawen daran, volklich in den Osmanen aufzugehen. Mehr noch, indem sie aus dem Feudalwesen auf eine frühere, ursprünglichere Stufe ihrer Geschichte zurücksanken, verjüngten sie sich wie in einem Zauberbronn und traten im neunzehnten Jahrhundert, wie aus Urwäldern, mit der ganzen Frische unverbrauchter Barbaren an ihre Aufgabe heran. Daß die *Zadruga* nicht abstarb, sondern sich mit neuer Lebenskraft erfüllte, war gewiß ein Zeichen wirtschaftlicher Erstarrung und Rückbildung, aber da ein Familienverband, in dem sich jeder für jeden bis zum Äußersten einsetzte, gegen Übergriffe einigermaßen schützte, stärkte diese Form des Zusammenlebens auf Grund gegenseitiger Hilfe die Widerstandskraft der Raja gegen die osmanischen Lehnsritter. Auch erstand in der *Zadruga* der demokratische Geist aus den Tagen der Gentilverfassung aufs neue und ging den Balkanslawen so in Fleisch und Blut über, daß er noch heute als höchst lebendige Macht wirkt. Serbien nennen fremde Besucher staunend das demokratischste

aller Länder, und mit Bulgarien ist es nicht anders. Endlich erhielt sich im Rahmen der *Zadruga*, in der abends zum Saitenspiel die Lieder von Glanz und Gloria entschwundener Zaren erklangen, das nationale Bewußtsein, soweit es sich überhaupt erhielt. Auf jeden Fall waren lange Zeit die Bauern die Hüter des schwachen Flämmleins nationaler Überlieferung. Denn wie außerhalb des Türkenreichs der aus dem Gröbsten und Engsten aufsteigende Südslawe Sprache und Bildung des Herrenvolks annahm, in den slowenischen Gebieten das Deutsche, in den kroatischen Landen auch noch das Magyarische und an der dalmatinischen Küste das Italienische, so erzählt Drinov von den zu Wohlstand gelangten Bulgaren, daß sie sich sofort Griechen nannten, und Vuk Stefanović Karadžić berichtet von den serbischen Händlern in den Städten, daß sie sich türkische Tracht und Sitten zulegten und in den Augen des Volks als Serben nicht mehr galten.

III

Aber zum Erwachen der geschichtslosen Nation genügt nicht das dumpfe, passive Nationalgefühl der Bauernschaft, sondern bedarf es des angriffslustigen, aktiven Nationalbewußtseins des Bürgertums und seines Ausläufers, der Intelligenz, wie dieses Erwachen ja nicht das jähe Auffahren aus einem Dornröschenschlaf, sondern das Ergebnis eines langwierigen sozialen Prozesses oder, mit Otto Bauer zu reden,

»eine der zahllosen Erscheinungsformen der kapitalistischen Entwicklung« ist. Unter dem Türkenjoch wurden aber alle Ansätze zu dieser Entwicklung nicht erst in der Blüte, sondern schon im Keime erstickt. Deshalb mußte ein Vorstoß des Westens gegen den Osten erst Teile der Balkanslawen aus dem Gefüge des Osmanenreichs losreißen und in andere Lebensverhältnisse verpflanzen, um die Vorbedingung für die Bildung einer bürgerlichen Klasse und für das Erwachen der geschichtslosen Nationen zu schaffen.

Als Rußland so gut wie Österreich an der Wende des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts die Eroberung der Länder an der unteren Donau auf die Tagesordnung setzten, verfielen sie fast gleichzeitig auf den naheliegenden Gedanken, die christliche Raja als Kanonenfutter zu verbrauchen. Noch ehe Peter I. 1711 die Montenegriner zur Unterstützung seines Planes aufrief, »die bedrängten orthodoxen Christen, wenn es Gott gefällt, vom heidnischen Joche zu befreien«, hatte Leopold I., schon 1690, durch die *Literae invitatoriae* die Völker von »ganz Albanien, Serbien, Mysien, Bulgarien, Makedonien und Raszien« aufgeboten, im Gefolge seiner Heere für christliche Freiheit und Unabhängigkeit zu streiten. So geschah es, aber da die rechten Erfolge den österreichischen Waffen versagt blieben, zogen Zehntausende, vielleicht Hunderttausende von Serben aus Furcht vor türkischer Rache mit den kaiserlichen Truppen über die Grenze zurück und wurden an Save, Donau, Theiß und Marosch in der Mi-

litärgrenze angesiedelt. Wie sich schon vorher serbische Flüchtlinge in kleineren Gruppen in Südungarn, Kroatien und Slawonien niedergelassen hatten, so wiederholten sich ähnliche Abwanderungen in jedem österreichisch-türkischen Krieg des achtzehnten Jahrhunderts, und da den osmanischen Herren auf die Dauer der Abzug ihrer christlichen Arbeitstiere recht übel aufstieß, kam es zu einem rührenden Wettbewerb, indem Türken wie Österreicher der Raja, jene, um sie zu halten, diese, um sie zu locken, mehrjährige Abgabenfreiheit und schonendste Behandlung feierlich versprachen.

In der Militärgrenze, die die Hausgenossenschaft nach südslawischem Muster mit dem Militärlehen nach türkischem Vorbild verquickte, lebten die Serben keineswegs in paradiesischem Wohlsein. Mit hartem Blutzins hatten sie auf allen europäischen Schlachtfeldern zu zahlen, auf denen das Haus Habsburg seine Fahnen wehen ließ; zu Zeiten wie im Anfang des Ersten Schlesischen Kriegs machten die südslawischen Grenzerregimenter weit mehr als die Hälfte vom gesamten Bestand der k. k. Heere aus. Auch mußten sich die »Raizen« häufiger Versuche der magyarischen Grundherren erwehren, sie auf die beklagenswerte Stufe der leibeigenen Bauern in Ungarn herabzudrücken, denn mit der Lockerung des türkischen Drucks vergaß man in Wien nur zu gern, daß den Zuzüglingen Unabhängigkeit von den Komitatsbehörden, ungestörter Genuß des Grundbesitzes und freie Religionsübung verbrieft und versiegelt worden

waren; sechzig Jahre nach der großen Auswanderung von 1690 sahen sich die Serben in ihrer bürgerlichen, religiösen und nationalen Stellung ganz auf die Gnade der Krone angewiesen. So wurde der »Emigrationsgeist« aufs neue unter ihnen lebendig; viele setzten ihren Stab nach Rußland weiter, andere brachen lieber wieder das bittere Brot der Raja in der Türkei, als daß sie das Joch des ungarischen Leibeigenen auf sich nahmen.

Im allgemeinen aber ließ sich die Lage der Serben in Ungarn erträglicher an als die ihrer Volksgenossen unter dem Halbmond. Mochten die »freien Militär-Kommunitäten« im Grenzgebiet auch von bürgerlichen Gemeinwesen selbst im Sinn der absolutistischen Staatsauffassung recht entfernt sein und sich zur Schöpfung eines aufstrebenden lebenskräftigen Bürgertums als unfähig erweisen, so wurden doch das Banat, die Bačka und das syrmische Slawonien die eigentliche Stätte serbischen Gewerbefleißes und serbischer Gesittung; serbische Händler, die während der zwanzigjährigen Besetzung Belgrads durch die Österreicher ihr Schäfchen ins Trockene gebracht hatten, ließen sich nach Abzug der kaiserlichen Heere 1739 in der alten Peterwardeiner Schanze nieder und legten den Grund zu dem blühenden und wohlhabenden Neusatz; bis in die fünfziger und sechziger Jahre des neunzehnten Jahrhunderts beherrschten serbische Kaufleute, jeden Wettbewerb aus dem Felde schlagend, den südungarischen Markt. Wohlstand brachte Verfeinerung der Lebensformen mit sich; noch lange sah der Serbe der Donaumonarchie auf den des

Fürstentums mit einer Art wohlwollender Nichtachtung wie der Athener auf den Spartaner herab.

Da damals Volkstum und Glauben zusammenfielen, weckten nicht seltene Angriffe auf die Religion der Serben die nationale Widerstandskraft schon der Bauern, zumal es der »illyrischen Nation« weder gelang, als besonderes Volk anerkannt noch in den ungarischen Staatsverband aufgenommen zu werden. Dieser Geist nationaler Selbstbehauptung erhob seine Stimme auf den illyrischen Kirchenkongressen, deren einer, 1769, die Errichtung der ersten serbischen Druckerei in Wien beschloß, und offenbarte sich noch deutlicher in der Gründung von Volksschulen, deren 1780 schon über vierhundert durch freiwillige Beiträge erhalten wurden. Als Dolmetsch aber des bewußteren und fortschrittlicheren Nationalgefühls der entstehenden bürgerlichen Klasse trat ein Serbe aus dem Banat, Dositej Obradović, auf. Die zeit- und landesübliche geistliche Bildung hatte auch er mit auf den Weg bekommen, aber zum Unterschied von dem Bulgaren Paisi und dem Serben Rajić, deren jeder zur Aufrüttlung nationalen Sinns die Geschichte seines Volks schrieb, ohne sich von der mittelalterlich-mönchischen Anschauung lösen zu können, kehrte er beizeiten dem Athoskloster den Rücken, schöpfte in Halle und Leipzig aus dem Bronnen deutscher Wissenschaft und neigte sich in Paris und London über den Quell französisch-englischer Aufklärung. Als erster zerschnitt denn Obradović in der serbischen Literatur die östliche Überlieferung und knüpfte westliche

Fäden, indem er, ein warmer Verehrer Lessings, ganz im Sinne des philosophischen Rationalismus und des josephinischen Reformismus seinen Volksgenossen die frohe Botschaft der Aufklärung predigte, gegen die Klöster eifernd, für die Schulen werbend, Bildung auch für die Frauen heischend. Ihm lag daran, auf das Volk zu wirken; darum trug er, ein Vorläufer von Vuk Stefanović Karadžić, der altslawischen Kirchen- und Schriftsprache zum Trotz, den Gedanken der Volkssprache in die Literatur. Ihm lag aber auch daran, auf das ganze Volk zu wirken; darum schloß er, ein Vorläufer des Illyrismus, aller beliebten Sonderbrödelei zum Trotz, über den Unterschied des Glaubensbekenntnisses hinweg die Sprach- und Stammesgenossen aller südslawischen Lande in sein Herz.

Von den ungarischen Serben drangen Splitterchen aus der Gedankenwelt der Aufklärung zu der serbischen Raja der Türkei. Nachdem der türkisch-österreichische Handelsvertrag von 1780 den Sperriegel der Donau gesprengt hatte und 1782 zum erstenmal seit Jahrhunderten ein Schiff mit Waren von Wien stromabwärts nach Konstantinopel geschwommen war, begann immer regerer Handelsverkehr die an die Donau grenzenden türkischen Gebiete aus dem Schlummer aufzuscheuchen; jeder Anlegeplatz wurde zu einem Mittelpunkt, von dem nicht nur die Waren, sondern auch die Gedanken des Abendlandes in wenn auch noch so bescheidener Verdünnung weiter gingen. Gärung zu erzeugen, nährten auch russische Agenten und österreichische Emissäre bei den Serben des Osmanenreichs, namentlich

bei den leidlich gebildeten und den leidlich wohlhabenden Elementen, Geistlichen und Handelsleuten, den Glauben an eine nahe Wiedergeburt des Serbenvolkes mit Hilfe des Zaren oder unter dem Schutze des Kaisers. Nicht zuletzt weckte die große französische Revolution auch in den Balkanbergen Widerhall. Griechen, die sich seit dem Frieden von Kütschük-Kainardsche allmählich des gesamten Levantehandels bemächtigt hatten und mit Frankreich regelmäßige Geschäftsbeziehungen unterhielten, brachten die Kunde mit, daß die Konstituante die Leibeigenschaft beseitigt, der Konvent die Sklaverei unterdrückt habe und daß von Paris der Lockruf der Freiheit an alle Völker ergehe. Die Revolution selbst pochte an die Tore der Halbinsel, als Bonaparte die Ionischen Inseln als Stützpunkt seiner Mittelmeerherrschaft besetzte, auf jedem ihrer Eilande einen Freiheitsbaum errichtete und ihrer Bevölkerung eine Art Selbstverwaltung verlieh. Weithin unter der Raja weckte die Nachricht davon Sehnsucht nach ähnlichen Rechten. Sogar der berüchtigte Tyrann von Albanien, Ali Pascha, ward von dem allgemeinen Freiheitsrausch erfaßt, den treusten Schüler der Jakobiner nannte er sich und verlangte in den Kult der Carmagnole eingeweiht zu werden, die er für eine neue Religion zu halten schien.

Auch in dem rauhen Kriegsgeschrei, mit dem sich die Bauernmilizen des schwarzen Georg auf den Feind warfen, lebte etwas von den Sturmklängen der Marseillaise. Zwar begann der serbische Aufstand als rein gefühlsmäßige

Auflehnung gegen die Janitscharen, die sich, dem Padischa und den Spahis sehr zum Leide, im »Vilajet Srb« eingenistet hatten und zügellos hausend das Kind im Mutterleib so wenig verschonten wie die Frucht auf dem Halme. Aber die unerwarteten Erfolge der zunächst weder gegen den Großherrn noch gegen die Grundherren gerichteten Bewegung trieben sie über sich selbst hinaus und wandelten den planlosen Verzweiflungsstreich bis aufs Blut gepeinigter Bauern gegen ihre Henker und Schinder in eine planvolle Erhebung gegen die Türkenherrschaft zur Wiederherstellung der nationalen Freiheit, Den Sauerteig der bäuerlichen Massen bildete die recht spärliche Intelligenz, und durch Errichtung von Schulen und Berufung Dositej Obradovićs zum Leiter der Volksbildung schlug der selbst mit dem ABC nicht vertraute schwarze Georg die Brücke zur europäischen Aufklärung. Die Hilfe Europas freilich blieb aus. Aber mochten die Serben von Rußland geprellt, von Österreich im Stich gelassen, von Frankreich nicht erhört werden, ihr heldenmütiger Kampf legte doch den Grundstein zur Unabhängigkeit wenigstens eines Teils des serbischen Volks.

Zugleich begann mit diesem Versuch, die Raja zur Nation zu erheben, die große bürgerliche Revolution des Südslawentums, die heute noch nicht abgeschlossen ist. Die Abschüttelung der Fremdherrschaft schrieb sie zuerst als ein Stück sozialer wie nationaler Befreiung auf ihre Fahnen, denn sobald das ganze Volk das Joch der fremden Herrenkaste abwarf, stiegen mit der Zertrümmerung der feudalen

Grundeigentumsverfassung Raja und Kmet zu freien bäuerlichen Besitzern auf. Da die geknechteten Südslawen verschiedenen Herrschaften unterlagen, rang sich der Gedanke einer nationalen Zusammenfassung aller Stammesbrüder allmählich ganz von selbst ans Licht. Ob auch historische Überlieferung und religiöses Bekenntnis zwischen einzelnen Teilen dicke Trennungsstriche gezogen und die Erstarrung und Absperrung unter der Türkenherrschaft Annäherung und Ausgleich zwischen den nationalen Eigenheiten von Bulgaren, Serben, Kroaten und Slowenen gehemmt und verhindert hatten, so leuchtete bei ihnen jetzt doch eine Ahnung der Erkenntnis auf, die weit später Jagić einwandfrei darlegte, daß vom Adriatischen bis zum Schwarzen Meer Stämme einunddesselben Südslawenvolks wohnen, deren Mundarten die eine in die andere fast unmerklich übergehn. Hegel war schon halb auf dem Holzwege, wenn er aus seiner geschichtsphilosophischen Betrachtung das Südslawentum ausschloß, weil es bisher »nicht als selbständiges Moment in der Reihe der Gestaltungen der Vernunft in der Welt« aufgetreten sei, denn es war gerade drauf und dran, als ein solches Moment zu erscheinen.

Daß freilich die Erhebung der Serben nach Süden nicht weiter fortschritt, hinderte im wesentlichen der Gürtel von neueren albanischen Ansiedlungen, der den unmittelbaren Einfluß Serbiens auf seine Volksgenossen vardarabwärts sehr erschwerte. Aber auch auf die Bulgaren wirkte die serbische Revolution keineswegs wie

ein elektrischer Schlag. Die Bulgaren waren in aller Form ein verschollenes und verschüttetes Volk, weder von sich, noch von anderen gekannt. Wollte Reinhold Lenz in einem seiner Lustspiele etwas ganz Exotisches auf die Beine bringen, so führte er einen Gmelowskoy Buditzky als verabschiedeten Offizier »aus der Bulgarei« vor, und Voltaire ließ seinen Candide Werbern des Königs von Bulgarien in die Hände fallen, weil ihm der Name dieser fast imaginären Nation am besten seine auf Preußen gemünzte Satire zu verhüllen schien. Auch die Wissenschaft stand stumm und dumm vor dem Begriff Bulgare. Schon 1771 wies Schlözer auf die Notwendigkeit eines bulgarischen Lehr- und Wörterbuches hin, aber dreißig Jahre später wußte er von der Sprache immer noch nichts; das vergleichende Wörterbuch der slawischen Sprachen, das auf Anregung der Kaiserin Katharina 1791 in zweiter Ausgabe erschien, erwähnte das Bulgarische überhaupt nicht; der Slawist Dobrovsky hielt es noch 1814 für eine Mundart des Serbischen, wie zu gleicher Zeit das geographische Handbuch »Neueste Länder- und Völkerkunde« den »servischen Stamm« in die Völker der »Servier, Bosnier, Bulgaren, Uskoken, Morlacken und slawischen Walachen« teilte, und selbst in politischen Schriften des Jahres 1848 noch der »bulgarische Serbier« auftauchte. Erst Vuk Stefanović Karadžić gab der wissenschaftlichen Welt die erste Aufklärung über das Wesen des Bulgarischen. Aber damit die bulgarische Raja, sozial von den Türken, national von den

Griechen vergewaltigt, aus dem Schlummer der geschichtslosen Nation erwachte, bedurfte es kräftigen Anstoßes von außen.

Wie eine serbische, so hatte der letzte russisch-österreichisch-türkische Krieg eine bulgarische Auswanderung nach sich gezogen. Da weiter die Bulgaren mit den Serben 1821 im Heer der griechischen Hetäristen die Mehrheit bildeten und auch bei dem Zuge Diebitschs über den Balkan die Russen unterstützten, trieb bei jedem Rückschlag die Angst vor Vergeltung neue Scharen, darunter an erster Stelle, die etwas zu verlieren hatten, außer Landes. Aber weder in Rußland noch in der Moldau und Walachei wehte der rechte Wind, um auf dem Herd der bulgarischen Kolonie in Beßarabien oder der bulgarischen Emigration in Braila, Galatz, Krajova und Bukarest das Feuer des Volksbewußtseins anzublasen. Erst das Werk des ungarischen Ruthenen Venelin, »Die alten und die gegenwärtigen Bulgaren«, entzündete bei einer Anzahl vermögender Bürger bulgarischen Stammes und griechischer Bildung in Bukarest die Flamme bulgarischen Nationalgefühls. Jetzt aber brannte es wie im dürren Holz. Das neugewonnene Bewußtsein auf die Volksmassen zu übertragen, betrieben sie mit großem Eifer die Gründung von Schulen. Auch in diesem Abschnitt der bürgerlichen Revolution des Südslawentums war der Geist der Aufklärung rege: der Mönch Neophyth Rilski, Lehrer an der europäisch eingerichteten Mutterschule zu Gabrovo, gab in einer Widmung seiner bulgarischen Grammatik die Losung aus:

Erst Schulen, dann Kirchen! Erst Lesefibeln, dann Gebetbücher! Binnen zehn Jahren dienten schon fünfzig Schulen auf bulgarischem Boden der Erweckung des Volks, sehr zur Freude der stammverwandten Serben, deren Staatsdruckerei die Bücher und Wandkarten für die Schule von Gabrovo kostenlos herstellte; 1844 erschien in Odessa die erste bulgarische Zeitschrift, 1846 in Leipzig die erste bulgarische Zeitung, um zwei Jahre darauf nach Konstantinopel überzusiedeln, das zum geistigen Mittelpunkt des Bulgarentums wurde. Zum Helden seines Romans »Am Vorabend« nahm Turgenjev einen jungen Bulgaren dieses Geschlechts und zeichnete ihn mit trefflichem Wurf als nüchtern, sachlich, zäh, arbeitsam und nur von dem einen Willen durchglüht, sein zertretenes Volk zu befreien.

IV

Zur Zeit des serbischen Aufstandes galten die Serben, Kroaten und Slowenen des Habsburgerreichs noch, ein böses Wort Hebbels zu brauchen, als Bedientenvölker; Anastasius Grün, Sproß eines deutschen Herrengeschlechts in Krain, sprach in seiner Kindheit slowenisch, aber nur mit den Dienstboten. Auch bei den Kroaten gab es fast nur eine beherrschte Klasse, denn ihr Adel war, statt Träger der nationalen Kultur zu sein, meist der Volkssprache unkundig und zum mindesten auf dem Wege der Germanisierung und Magyarisierung. Um der josephinischen Bauernbefreiung zu widerstehen

und die Folgen der Französischen Revolution abzuwehren, warf er sich zu Ende des achtzehnten Jahrhunderts, unter Verzicht auf wichtige Selbstverwaltungsrechte des Landes, vollends dem magyarischen Feudalismus in die Arme; um ihrer sozialen Vorrechte willen gaben die adligen Ausbeuter der kroatischen Kmeten nationale Rechte bedenkenlos preis. Aber, als nach Austerlitz Napoleon aus Kärnten, Krain, Görz, Istrien und einem Teil Kroatiens und Dalmatiens die Illyrischen Provinzen schuf, führte die französische Herrschaft nicht nur seit langem getrennte Bestandteile desselben Volkes zusammen, sondern ebnete auch mit Abschaffung des Kirchenzehnten und der Fronden, mit Verwandlung des gebundenen Kmeten in einen freien Bauern, mit Einführung des bürgerlichen Gesetzbuchs und Förderung von Handel und Gewerbe der kapitalistischen Entwicklung und der bürgerlichen Revolution die Bahn. Ihrem Grundsatz getreu, sich stets auf die breiten Massen zu stützen, rief sie überall Volksschulen mit südslawischer Unterrichtssprache ins Leben. Zum erstenmal erschienen slowenisch und kroatisch geschriebene Zeitungen, und auf der städtischen Bühne von Laibach spielten Dilettanten jubelnd begrüßte slowenische Stücke. Die slowenische Sprache erfuhr auch noch eine bescheidene Wartung durch Lehrstühle an den Lyzeen zu Laibach und Graz und durch Pflege in den Priesterseminaren zu Görz und Klagenfurt, als nach Leipzig und Waterloo im Eiswind der Metternichschen Polizeiwirtschaft die zarten Knospen

südslawischen Volksbewußtseins abstarben; da Anton Mihanović 1818 in Wien eine politische Zeitschrift in kroatischer Sprache herausgeben wollte, scheiterte das Unternehmen von vornherein an Teilnahmlosigkeit und Lesermangel.

Gleichwohl trieben die Keime unter der Schneedecke. Während der kroatische Adel, einzig um Niederhaltung seiner Bauern besorgt und ohne jeden Stützpunkt in den Massen, der fortschreitenden Magyarisierung des Landes zu widerstreben teils nicht willens, teils nicht fähig war, wuchs eine bürgerliche Jugend heran, die auf fremden Hochschulen die neuen Gedanken der Zeit, Liberalismus und Nationalismus, begierig aufnahm. Auch was der slowakische Dichter Jan Kolar aus der gedrückten Stimmung eines österreichischen Slawen heraus an Grundsätzen eines keineswegs angriffslustigen, rein kulturell-literarischen Panslawismus verkündete, klang diesem Geschlecht süß und verheißungsvoll, aber an der Schwelle der allslawischen Gemeinschaft stand schließlich die Besinnung auf Wesen und Sprache des eigenen Volks. So erschien die bürgerliche Revolution, die im Westen längst auf Barrikaden die rote Fahne schwang, im Südosten mit der Fibel und Grammatik in der Hand. Während in Serbien Vuk Karadžić in die Adern der Literatur das frische Blut der Volkssprache leitete und sich als Träger einer demokratischen und nationalen Weltanschauung im zähen Ringen gegen die Vertreter der oligarchischen und pseudoklassischen Richtung durchsetzen mußte, mühte sich in Kroatien Ludwig Gaj als Wort-

führer der jungen Generation um Läuterung der Rechtschreibung und Verdrängung der deutschen durch die kroatische Schriftsprache. Noch hatte das Deutsche in gebildeten Kreisen so die Vorhand, daß Kolars Schrift über die literarische Wechselseitigkeit zwischen den verschiedenen Stämmen und Mundarten der slawischen Nation ins Deutsche übersetzt werden mußte, um allen Slawen verständlich zu werden; auch die erste politische Streitschrift gegen die Vergewaltigung des Kroatentums durch die Magyaren, wie des Grafen Drašković Mahnung an die kroatischen Jungfrauen, wirklich kroatische Jungfrauen zu sein, erschienen auf deutsch, und wie der slowenische Poet Prešeren gelegentlich deutsche Verse schrieb, verströmte Peter Preradović erst sein Empfinden in glühenden deutschen Strophen, bis er, erfaßt von dem Wirbel der neuen Zeit, die Kroatisch und Slowenisch aus einem Knechts- und Köchinnenidiom zu einer National- und Literatursprache machte, sich auf sein Volkstum besann und zum größten Dichter der Kroaten wurde.

Das Gefühl aber von der Blutsverwandtschaft und Schicksalsgleichheit mit den Nachbarn drängte Gaj und die Seinen von der kroatischen Ausschließlichkeit zum südslawischen, zum illyrischen Gedanken. In seinem berühmten Aufruf verglich er Illyrien, das Dreieck zwischen Villach, Skutari und Varna, einer Leier im Arm der Jungfrau Europa und mahnte, die verstimmten und disharmonischen Saiten des Spiels, Kärnten, Görz, Ragusa, Bosnien, Montenegro, Hercegovina, Serbien, Bulgarien und

Niederungarn wieder zu starkem Zusammenklang zu stimmen. Sein Illyrismus strebte eine gemeinsame südslawische Schriftsprache an, zählte zu Mitarbeitern der »*Novine Ilirske*« und »*Danica Ilirska*« auch Serben aus dem Fürstentum und Slowenen und drang werbend selbst zu den unterdrückten Südslawen der Türkei vor. Verschwommen im Ziel, stürmisch in der Bewegung erinnerte der Illyrismus an die Anfänge der deutschen Burschenschaft; dieselbe Begeisterung und derselbe Überschwang, die sich in einem Schwall von Gedichten entluden, und derselbe Stolz auf äußere Abzeichen: dort das schwarzrotgoldne Band, hier Stern und Halbmond, dort deutscher Schoßrock und offener Hemdkragen, hier verschnürte Jacke und rotes Käppchen!

Den bürgerlich-revolutionären Einschlag dieser Bewegung jedoch verriet schon die Leidenschaft, mit der Frauen zahlreich zur Feder griffen, vor allen Dragojla Jarnevićeva, die »kroatische George Sand«, deren Tagebuch Letztes und Verwegenstes aus dem Gefühlsleben eines alternden Mädchens so unverhüllt gab, daß es bis heute noch nicht vollständig veröffentlicht wurde. Auf die Anhänger des Illyrismus sah der Adel um so mehr als auf Plebejer und Jakobiner voll verächtlichen Mißtrauens herab, als sie in Gestalt der kroatischen Nationalpartei auf politischem Felde erschienen und nebst Wahrung des kroatischen Volkstums die Vereinigung Kroatiens mit Dalmatien, Bosnien und Slowenien heischten. Aber auch die Unterdrückung der Bewegung und das Verbot der

Benennungen illyrisch, Illyrien und Illyrismus durch die überängstliche Wiener Regierung vermochte den Gedanken nicht umzubringen; als im gleichen Jahre 1843 Ivan Kukuljević im Agramer Landtag als erster eine kroatische statt der üblichen lateinischen Rede hielt, sprach aus seinem Munde die ganze nicht zu bändigende Sehnsucht eines erwachenden Volks, die vertraute Sprache, in der man zur Mutter und zur Liebsten spricht, endlich auch von der Kanzel und vor Gericht, in der Amtsstube und in der Kaserne zu hören.

Die ersten Regungen der im Erwachen sich dehnenden Südslawen blieben in den westlichen Ländern nicht unbemerkt. Trotz der gleichzeitigen Erschütterungen im Herzen des Erdteils lenkte der serbische Freiheitskampf die Aufmerksamkeit auf den Südosten. Vuk Stefanović Karadžićs Sammlungen serbischer Volkslieder stießen auf eine sehr aufnahmefähige Stimmung, vornehmlich in Deutschland, wo die Romantik nicht nur mit des »Knaben Wunderhorn« die Neigung für kunstlose Volksdichtung belebt und befruchtet hatte. Freudig begrüßten ein Wilhelm von Humboldt und ein Jakob Grimm den gehobenen Schatz und lernten während ihrer Teilnahme am Wiener Kongreß, nur um dieser Lieder willen, mit einem rührenden Eifer serbisch. Von Grimm darauf hingewiesen, warb auch der alte Goethe unermüdlich in Aufsätzen und Briefen für diese Volkspoesie, die das Jahr 1818 so gut mit Homers Gesängen verglich wie das Jahr 1918 ihren Expressionismus schätzt und rühmt, und

sein Beispiel wirkte in die Weite und in die Tiefe. Niemals, weder vorher noch nachher, sprach man so begeistert von den Serben, Vuk Karadžić galt als der bevollmächtigte Vertreter für alle literarischen, kulturellen und politischen Angelegenheiten seines Volkes, und auf die Weisen, die in den Balkanbergen der Hirt zum Geschwirr seiner *Guzle* sang, stürzte sich nach und neben Jakob Grimm ein ganzer Schwarm hochgelehrter Übersetzer und Ausdeuter wie Luise von Jakob, Wilhelm Gerhard, Johann Nepomuk Vogl, Ludwig August Frankl und andere.

Dem literarischen folgte das politische Interesse, da der Befreiungskrieg der Griechen, die Schlacht bei Navarino, Mehemed Alis Aufstand gegen die Pforte auch unter dem mitteleuropäischen Pfahlbürger die Erde ein wenig zittern ließen; gar so hinten fern in der Türkei erschien es nicht mehr, wenn in Südosteuropa die Völker aufeinanderschlugen, seit die Frage, wer nach dem unvermeidlichen Zusammenbruch des osmanischen Reichs sich in die entstehende Lücke schieben sollte, die Geister immer heftiger bewegte. Von den beiden Anrainern des Balkans verfolgte Rußland sein Ziel mit unbeirrbarer Sicherheit, mit einem kleinen Schlag sich begnügend, wo es einen großen Schlag nicht führen konnte, und jedenfalls seinen Einfluß bei der slawischen Raja der Türkei mehrend; dem naiven Panslawismus war sie leicht zugänglich, der sich in dem stolzen Wort jenes Montenegriners ausdrückt: »Wir und die Russen sind hundert Millionen!« Öster-

reich dagegen schielte nur gelegentlich lüstern nach Südost, denn mit der Machterhaltung der Habsburger im Westen beschäftigt, kümmerte sich Metternich wenig darum, wenn es auf dem Balkan drunter und drüber ging; über die Ostgrenzen der Monarchie hinaus zählten nach seinem zynischen Wort dreißigtausend bis vierzigtausend Gehängte, Erwürgte, Gepfählte nicht viel. Vor allem war dem Hexenmeister der europäischen Reaktion der Großsultan so gut wie der Kaiser von Österreich ein unantastbar legitimer Monarch von Gottes Gnaden, dessen Untertanen er bei dem frevlen Versuch, angestammte Ketten zu brechen, nie und nimmer unterstützen konnte; ganz im Gegensatz zu der früher beliebten Anlockung flüchtiger Südslawen aus der Türkei befahl 1832 die k. k. Staatskanzlei, »alle jene Bosnier, die von nun an wiederholt die Fahne des Aufruhrs« — gegen die osmanische Unterdrückung! — »zu schwingen sich erdreisteten«, an der österreichischen Grenze zurückzuweisen. Diese Politik, die auch einer Stärkung der Pforte gegenüber dem Tributärfürstentum Serbien Vorschub leistete, verscherzte Österreich zugunsten Rußlands alle Neigung gründlich und für immer, die es noch unter der südslawischen Raja besaß.

Im Vormärz trat der Balkan nicht minder in das Gesichtsfeld der europäischen Demokratie, zumal jetzt die Wissenschaft langsam den Nebel durchdrang, der durch Jahrhunderte die Länder an der unteren Donau eingehüllt hatte. Von Reisen kreuz und quer durch die europäische Türkei legte Ami Boué 1840 die Be-

obachtungen in einem berühmten Werke nieder, in dem er die Zeitgenossen ernstlich warnte, die slawischen Stämme des osmanischen Reichs etwa als Barbarenvölker links liegen zu lassen. Wenige Jahre später sprach, auf die Ausschaltung des englischen und namentlich russischen Einflusses im Südosten bedacht, sein Landsmann Cyprien Robert in einem viel gelesenen Buch über die Slawen der Türkei zum erstenmal den Gedanken eines Balkanbundes gegen die europäischen Großmächte mit leidenschaftlicher Kühnheit aus. Indem die Natur, so tat er dar, den serbischen und bulgarischen Balkan als eine Gesamtmasse schuf, schuf sie die Vorbedingung für die Einheit von Serben und Bulgaren, deren Sprachen so wenig verschieden sind, »daß sie mit der Zeit nur als zwei Mundarten ein und derselben Sprache zu betrachten sein werden«. Nichts von Belang hindert beide, ihre Interessen miteinander zu verbinden und verbrüdert ihren gemeinsamen Feinden, weniger der allzusehr geschwächten Türkei als den benachbarten Großmächten, zu trotzen. An die Serben, »die Seele dieses großen Slawenkörpers, der zwischen Donau und Griechenland die schönsten und unzugänglichsten Gebirgslandschaften Europas innehat«, müssen sich Bulgaren, Montenegriner, Bosniaken und Albaner anlehnen, bis sich der serbisch-bulgarische Bund, der »unüberwindliche Vorkämpfer der slawischen Freiheit« gegen Rußland zu dem »griechisch-slawischen Amphiktyonenbund« erweitert, der wiederum mit seiner unwiderstehlichen Anziehungskraft auf die Tür-

ken einen großen Bund asiatischer und europäischer Völker mit dem Bosporus als politischem Mittelpunkt vorbereitet. Die Einleitung zur deutschen Ausgabe des Werks erklärte die orientalische Frage für eine Lebensfrage auch der deutschen Nation und wies, ähnlich wie Friedrich List, Österreich die Bestimmung zu, Hort der südslawischen Völker und damit Herr über das ganze große Flußgebiet der Donau zu werden.

Inzwischen verbannte die Revolution von 1848/49 gerade die Südslawen des Habsburgerreichs bei allen Demokraten an den äußersten Rand der Mißachtung, weil sie, Bundesgenossen des österreichischen Absolutismus und des russischen Zarismus, Ungarn, »der Freiheit letzte Schanz'«, hatten überwältigen helfen. Während der Kämpfe selbst ließ Friedrich Engels in der »Neuen Rheinischen Zeitung« Pech und Schwefel auf diesen »Völkerabfall einer höchst verworrenen tausendjährigen Entwicklung« regnen, bei dem er die ersten historischen, geographischen, politischen und industriellen Bedingungen der Selbständigkeit und Lebensfähigkeit vermißte und dem er jede Möglichkeit einer nationalen Zukunft absprach; Vernichtungskampf und schonungslosen Terrorismus kündigte er diesen von Natur gegenrevolutionären Völkern an und erwartete von der nächsten allgemeinen Revolution die Vertilgung all dieser kleinen stierköpfigen Nationen bis auf den Namen. Die Artikel entstanden, als der Pulverdampf der Gegenrevolution noch in den Straßen hing, und konnten unmöglich mit

kühler Wissenschaftlichkeit die etwas entlegene südslawische Frage durchdringen. Auch war für Engels wie für Marx Gelingen oder Verfehlen der europäischen Revolution so sehr Wertmesser aller Erscheinungen, daß sie für wirkliche oder vermeintliche Helfershelfer der zarischen Knute unbesehen nur hellsprühenden Grimm aufbrachten und eben deshalb in diesem Fall Menschen und Dinge ungerecht und schief einschätzten. Sogar zum Sachwalter einer Herrenkaste und zum Fürsprech einer Ausbeutung machte sich die »Neue Rheinische Zeitung«, wo sie die deutsche und ungarische Vorherrschaft in den habsburgischen Landen nicht nur aus den Umständen erklärte, sondern auch anerkannte. Und es erinnerte gar an Marxens Wort über die historische Rechtsschule, die das Unrecht von heute mit dem Unrecht von gestern rechtfertige, wenn Engels die Lebensfähigkeit der Magyaren daraus ableitete, daß ihrer vier Millionen acht Millionen Slawen durch acht Jahrhunderte zu unterjochen verstanden hatten.

Auch standen keineswegs auf der einen Seite die revolutionären Völker, Deutsche, Magyaren und Polen, und die gegenrevolutionären Nationen, Tschechen und Südslawen, auf der andern, sondern wie Metternich allezeit die verschiedenen Völker des Reichs gegeneinander ausgespielt hatte, wußte der habsburgische Absolutismus jetzt die verschiedenen Revolutionen gegeneinander auszuspielen. Auch die serbische und kroatische Bewegung von 1848/49 war ein Abschnitt in dem langwierigen Be-

freiungskampf des Südslawentums. In Südungarn begann es mit einer Jacquerie des geschundenen serbischen Landvolks gegen die magyarischen Grundherrn, und auch als sich der Aufruhr unter dem Einfluß der serbischen Intelligenz in einen bewußten Aufstand für politische Freiheit und nationale Selbständigkeit verwandelt hatte, kämpften die Bauern eigentlich immer noch gegen den Robot. Dem Problem der Serben in Ungarn glich das der Kroaten auf ein Haar. Bei Magyaren wie Kroaten hatte die Entwicklung bis 1848 das nationale Selbstgefühl zu immer heftigerer Leidenschaftlichkeit gesteigert; diese suchten in Kroatien ihre Sprache in Kirche, Schule und Amt einzuführen, jene, trotz oder wegen ihrer Minderzahl, alle Länder der Stephanskrone möglichst bis an die Wurzel zu magyarisieren. Im Märzrausch des Revolutionsjahres dachten die einen über die Trümmer des alten Österreich mit einem Schlag zum magyarischen Nationalstaat, die andern zur kroatischen Selbständigkeit zu gelangen. In den politischen und sozialen Fragen standen die Kroaten nicht hinter den Ungarn zurück; für die Abschaffung der feudalen Grundeigentumsverfassung wie die Beseitigung der bäuerlichen Fronden und Abgaben stimmten sie und forderten eine verantwortliche Volksregierung, und die Schlagworte Freiheit und Gleichheit waren in Agram so geläufig wie in Pest. Aber die nationalen Wünsche der Kroaten prallten heftig wider die nationalen Ansprüche der Magyaren, die unter der Losung: Ein Volk und eine Nationalität

unter der Stefanskrone! der gewaltsamen Magyarisierung aller nicht magyarischen Stämme zustrebten; verächtlich fragte Kossuth, wo Kroatien eigentlich liege, auf der Landkarte könne er es nicht finden. Daseinsfähig und lebenszäh sträubte sich das kroatische Volk mit allen Kräften dagegen, derart national eingestampft zu werden, und lehnte die ihm von Engels zugeschriebene Rolle, im revolutionären Weltsturm unterzugehen, entschieden ab. Als schließlich das Schwert entschied, sprachen die Stimmen des Bluts in allen Siedlungen zwischen Adria und Pontus für die südslawischen Brüder in Not. Nicht nur fühlten sich Kroaten und ungarische Serben eins, sondern beträchtlicher Zuzug kam auch, allerdings nicht ohne Betreiben der serbischen Regierung, aus dem Fürstentum, eine in Belgrad erscheinende deutsche Zeitung, »Der Serbe«, grüßte Slawonen, Kroaten, Serben und Bulgaren als eine Nation durch Abkunft, Sprache und Sitten, und ebenso schlug das Herz der Slowenen, denen von den Deutschen ähnliche Gefahr drohte wie den Kroaten von den Magyaren, für die gemeinsame südslawische Sache. Schlimme historische Tragik aber rückte die Südslawen bei Verteidigung ihres nationalen Rechts in eine Linie mit der österreichischen Reaktion, die auch das Magyarentum als Feind gegen sich hatte, und der habsburgische Absolutismus mußte törichter, das Südslawentum stärker sein, als beide waren, um nicht dieHilfe dort zu nehmen, wo sie sie fanden. Doch waren Kroaten und Serben der Gegenrevolution gerade gut

genug, die Kastanien aus dem Feuer zu holen; nachher kam der Despotismus auch über sie; als Lohn empfingen sie nach dem bekannten Wort das gleiche, was die Magyaren als Strafe einheimsten. Zwar erhielten die Serben vorübergehend das Banat und die Bačka als Vojvodschaft mit eigener Verwaltung, aber letzten Endes war das nur eines der zahlreichen Mittelchen, mit denen die Nachfolger Metternichs in Wien ganz nach Belieben Serben gegen Kroaten und Kroaten gegen Serben ausspielten, um beide niederzuhalten. Nach dem Deakschen Ausgleich, der so vollkommen über die Köpfe der Kroaten hinweg abgeschlossen wurde, als seien sie gar nicht auf der Welt, nutzte Pest das *Divide et impera* schier noch erfolgreicher aus als vordem Wien. Die jeweils mit der Peitsche Behandelten erbitterten sich gegen die gerade mit Zuckerbrot Gefütterten, und bis ins zwanzigste Jahrhundert bekämpften sich Teile ein und desselben Stammes auf Tod und Leben, die ein und dieselbe Sprache hier mit kyrillischen, dort mit lateinischen Buchstaben schrieben und sich hier zum griechischen, dort zum römischen Katholizismus bekannten. Überhaupt diente die Benennung der Südslawen in der Donaumonarchie mit Provinzialnamen wie Kroaten, Slawonier, Dalmatiner, Krainer, Istrier und so fort nur dazu, bei ihnen selbst das Gefühl nationaler Zusammengehörigkeit hintanzuhalten und in den Augen Europas den Eindruck nationaler Buntscheckigkeit in den südslawischen Gauen zu wecken. War Not am Mann, wurden auch

funkelnagelneue Volksstämme mit der k. u. k. Fabrikmarke in den Handel gebracht; nach der Okkupation von Bosnien und Hercegovina, Gebieten, die beide von reinblütigsten Serben besiedelt sind und deren zweites als das Toskana der serbischen Mundarten gilt, erschien zum maßlosen Staunen der Landeseinwohner und Landeskundigen in den amtlichen Statistiken die bosnische Nationalität, und sogar ein Lehrbuch der bosnischen Sprache wagte sich, ohne Scheu vor dem Fluch der Lächerlichkeit, ans Tageslicht.

V

Daß sich die illyrische Bewegung nicht als starke Strömung fortsetzte, und daß die Südslawen weder 1848 noch 1867 durchzudringen wußten, lag letzten Endes an ihrer sozialen Unentwickeltheit im Vergleich zu Deutschen und Magyaren; den vorwiegend agrarischen Völkern mit zurückgebliebener Klassengliederung fehlte die nationale Stoßkraft der großen historischen Völker; von dem wirtschaftlich am meisten verwahrlosten Dalmatien erzählt Stefan Mitrov Ljubiša in seinen Lebenserinnerungen, noch 1848 hätten zwischen Antivari und Zara in den gebildeten Schichten nur sieben Leute das Bewußtsein ihres Namens und ihrer Abkunft besessen, und in den sechziger Jahren noch erschien hier ein Blatt serbisch-kroatischer Richtung in italienischer Sprache. Aber mit der Entwicklung zum Industriestaat, in die die habsburgischen Lande hineingerissen

wurden, pfiff der scharfe Zugwind der Weltgeschichte auch in diese entlegenen Parzellen. In engerem Rahmen entfalteten die auf sich selbst zurückgedrängten Stämme unter dem Einfluß dieser Entwicklung ihre Kraft auf dem Felde lebhafter Kulturarbeit und stellten sich damit wieder, bewußt oder unbewußt, in den Dienst einer größeren und gemeinsamen Zukunft. Über allen Einrichtungen, die zu Waffenschmieden für den geistigen Kampf eines aufsteigenden Volkes wurden, wie dem 1851 gegründeten Verein für südslawische Geschichte, der 1867 gebildeten südslawischen Akademie der Künste und Wissenschaften und der 1874 eröffneten Hochschule in Agram steht der Name des kroatischen Bischofs Stroßmayer. Durchaus überragende Persönlichkeit, auch kirchlich nicht in enge Schranken gezwängt, wirkte er als der große intellektuelle Befruchter und kulturelle Erwecker nicht nur des Kroatentums, sondern des Südslawentums schlechthin, denn wie er die serbischen Sprachgelehrten Vuk Stefanović Karadžić und Georg Danižić freigebig förderte, so gaben mit seiner Unterstützung die Gebrüder Miladinović die erste Sammlung bulgarischer Volkslieder heraus, und ob der Bau einer Schule in Istrien oder Syrmien in Frage stand, ob es sich um eine Studienbeihilfe für einen Jüngling aus Sofia oder Laibach handelte, kein Südslawe pochte vergeblich an seine Türe. Derart riß, mochte auch hitzige Fehde zwischen den Gliedern desselben Volkes wüten, die Überlieferung des südslawischen Gedankens nie ab, und auch in den Strophen der

Dichter von Sundečić bis Vojnović gewann die Einheit der Südslawen immer wieder verlockende Gestalt.

Wenn Stroßmayer seiner tiefsten Sehnsucht Erfüllung, die Vertreibung der Türken aus Europa und die Auferstehung des gesamten Südslawentums, nicht mehr erfuhr, so erlebte er doch noch ein gut Stück von der inneren Zersetzung der europäischen Türkei. Was die Berührung mit der frischen Luft für die eingetrocknete Mumie, war die Berührung mit dem abendländischen Kapitalismus durch den Handel für das Osmanenreich. Der Krimkrieg endlich schleuderte mit einem Ruck die Türkei auf die verhängnisvollste Rutschbahn. Während dieses Krieges nahm die Pforte die erste Staatsanleihe auf, der rasch weitere folgten und in erstaunlich kurzer Zeit das Gespenst des Staatsbankerotts heraufbeschworen. Fortan preßte vervielfältigter Steuerdruck die bäuerliche Bevölkerung aus, die für die Staatsgläubiger die Zinsen zu erschwingen hatte. Zugleich beschleunigte die wirtschaftliche Erschließung der Balkanhalbinsel zur Versorgung der um das Schwarze Meer angesammelten Heere mit Vieh und Getreide die Verwandlung des türkischen Feudalherrn aus einem Selbstverzehrer in einen Warenerzeuger und ließ ihn gewinngierig den letzten Tropfen Schweiß und Blut aus seinen Bauern herausquetschen. Mit dem Druck wuchs der Befreiungsdrang der verzweifelten Raja: in Scharen wanderte sie bis nach Amerika aus oder schlug sich in Banden, Haiduken in den slawischen, Klephten in den griechischen Gebieten genannt,

in die heimatlichen Bergwälder, um gegen die verhaßten Türken einen erbitterten Heckenkrieg zu führen. Die allgemeine Unsicherheit in der europäischen Türkei wurde sprichwörtlich. Die Orientfrage war in Permanenz erklärt.

Als einziger dreiviertel unabhängiger, slawischer Staat auf der Halbinsel war das Fürstentum Serbien der gegebene Kristallisationspunkt für die übrigen Balkanslawen. Nicht nur den Serben erschien das als eine Selbstverständlichkeit, und nicht nur in den literarischen Kundgebungen der *Omladina* rang zu einer Zeit, da sich Italiens und Deutschlands Einigung vollzog, dieser Gedanke nach Ausdruck. Wie der Illyrismus an die Burschenschaft des Wartburgfestes, so erinnerte die *Omladina* nicht allein dem Namen nach an das junge Deutschland, dessen Einfluß sie nicht verleugnen konnte noch mochte; wie ein Programm war es, daß Mita Rakić 1869 die Übertragung von Heines „Buch Le Grand“ herausgab. In der *Omladina* brauste der ganze Zukunftsdrang der akademischen Jugend des Serbentums; hingegebener Nationalismus lebte in ihren Wortführern, ob sie innerpolitisch einem gemäßigten Liberalismus nach westeuropäischem Muster, ob einem agrarischen Sozialismus nach russischem Vorbild zuneigten; die Zusammenfassung aller Serben und weiterhin aller Südslawen war die Losung, und die berauschende Vorstellung von Serbiens Beruf, das Piemont des Südslawentums zu werden, stieg damals zuerst an die Oberfläche. Aber Serbien, wie es war, gefiel den radikalen Köpfen der Bewegung keinesfalls. Nach der Befreiung des

Landes machte der Übergang von der Natural- zur Geldwirtschaft, von patriarchalischen zu individualistischen Eigentumsformen zwar Fortschritte; die *Zadruga* zersetzte sich, der Handel gewann an Boden, eine städtische Bevölkerung wuchs heran, aber die Einführung des *Code civil* in dem gleichen Jahre 1844, in dem der „Werther“ auf serbisch erschien, eilte doch den Verhältnissen voraus. Politisch gar war Serbien trotz des starken demokratischen Grundgefühls des Volkes noch ein halb türkisches und ganz despotisches Staatswesen, nicht zuletzt unter dem Einfluß der Stammesbrüder aus Ungarn, die alle wichtigen Ämter überschwemmten und den k. k. Korporalston von daheim mitbrachten. In der *Omladina* lenkten darum die einen ihre romantischen Hoffnungen auf den Fürsten der Schwarzen Berge, obwohl Montenegro viel zu winzig und unentwickelt war, um je die Einigungsaufgabe unter den Südslawen zu übernehmen. Die anderen schwärmten von der föderativen Balkanrepublik wie Svetozar Marković, der in einem zum Stammvater des Radikalismus und des Sozialismus in Serbien wurde.

Ähnliche Pläne und Entwürfe gärten in den Köpfen der Bulgaren. Diesem Volk diente bei seinem Aufstieg in etwas wenigstens die türkische Reformgesetzgebung von 1839 und 1856, die, auf dem Papier versteht sich, eine Art rechtlicher Gleichstellung der Christen mit den Türken vorsah. Vielleicht deshalb mit richtete sich der bulgarische Hauptstoß weit weniger gegen den osmanischen Padischa als gegen

den ökumenischen Patriarchen, auch das ein sozialer und nationaler Aufstand gegen die unerträgliche Ausquetschung und Ausplünderung der Bauernschaft und gegen die rohe Vergewaltigung und Vergriechung des Bulgarentums durch die fanariotische Klerisei. Mit Recht zählten die Bulgaren bei diesem ihrem Befreiungskampf auf die Hilfe der serbischen Brüder. Die Intelligenz hüben und drüben machte zwischen Bulgaren und Serben kaum einen Unterschied, Rakovski gründete 1862, angesichts kriegerischer Ereignisse, in Belgrad eine bulgarische Legion, um an der Seite der Serben gegen die Türkei zu fechten, 1867 schlug das bulgarische Revolutionskomitee in Bukarest die Vereinigung von Serben und Bulgaren unter dem Zepter der Obrenović vor und Ljuben Karavelov, der, für die enge Verwandtschaft beider Völker zeugend, in Zeitschriften der *Omladina* Beiträge auf serbisch veröffentlichte, sprach eine bei seinen Landsleuten verbreitete Auffassung dahin aus, die Stunde der Befreiung der Balkanslawen könne nur in Belgrad schlagen.

Trotzdem blieb, aller Vernunft der Geschichte zuwider, das große südslawische Reich von Bihać bis Varna ein Traum; sehr bald trieb statt dessen ein Keil Bulgaren und Serben voneinander, denn die Balkanslawen waren zu ohnmächtig, sich ohne Hilfe der Großmächte zu befreien, und die Großmächte zu gierig, diese Hilfe ohne kräftige Schadloshaltung an den Befreiten zu leisten. Erschütternde historische Tragik ließ die Balkanslawen das Türken-

joch nur abwerfen, um im weltpolitischen Sinn zur Raja der großen europäischen Staaten zu werden, auch jetzt nicht Träger, sondern Opfer eines Schicksals, auch fürder nicht Subjekt, sondern Objekt ihrer eigenen Geschichte. So nahm Rußland die Bulgaren als erwünschtes Kanonenfutter aufs Korn und behandelte sie bald kalt, bald warm, um sie zu kirren. Aber als sie in den sechziger Jahren in ihrem Kampf gegen das Patriarchat zur römischen Kirche abzuspringen drohten, um Neigung und Hilfe Frankreichs zu gewinnen, erzwang ein Wink aus Petersburg die Errichtung des Exarchats. Die kirchliche Sonderstellung des Bulgarentums war die Vorstufe zum bulgarischen Staat, den der Zarismus im Frieden von San Stefano als sein Vasallentum wuchtig und stark quer über den Balkan lagerte. Durch den Gang der Ereignisse, Solferino und Villa Franca, Königgrätz und Nicolsburg, war Rußlands natürlicher Widerpart auf dem Balkan, Österreich-Ungarn, ausschließlich auf den Weg nach Südosten verwiesen. Solange sich Petersburg und Wien eifersüchtig belauerten, war es nur halb so schlimm für die Balkanvölker, als wenn sich beide Mächte wie 1876 verständigten. Denn Reichstadt schob nicht nur mit der russischen Zustimmung zur Besetzung von Bosnien-Hercegovina durch Österreich-Ungarn der Entwicklung des Südslawentums zur nationalen Einheit einen eisernen Riegel vor, sondern krönte auch den verderblichen Grundsatz, daß von Gottes und Rechts wegen der Ostbalkan russisches und der Westbalkan österreichisches

Einflußgebiet sei. Die Politik der Großmächte dem Balkan gegenüber entpuppte sich als Kolonialpolitik mit mehr als gesunden Eroberungstrieben. Der Berliner Kongreß fand zwar an Rußlands Übersättigung in San Stefano keinen Gefallen und schnitt dem bulgarischen Platzhalter des Zarismus ein bescheideneres Röcklein zurecht, drückte aber, unbekümmert um die Lebensnotwendigkeiten der verschacherten Völker, auf die Teilung des Balkans in Einflußbereiche sein Siegel. Auch Bismarck sah bis an sein Lebensende in Bulgarien nie etwas anderes als ein natürliches Anhängsel Rußlands und in Serbien immer nur eine gottgegebene Dependenz Österreichs.

Freilich bereiteten, der lästigen Vormundschaft überdrüssig, weder Bulgaren noch Serben ihren Patronen in Petersburg und Wien immer reine Freude. Aber der Balkan, zur Türkenzeit doch eine Einheit, war in unselige wirtschaftlich und politisch kaum lebensfähige Kleinstaaten zerstückelt; jeder dieser Staaten strebte um so mehr nach Ausdehnung seiner Grenzen, als noch Hunderttausende seiner Volksgenossen der osmanischen Herrschaft ausgeliefert waren; der Traum jedes dieser Staaten, ein Großbulgarien, Großserbien oder auch Großgriechenland, konnte indes nur auf Kosten der Nachbarn Wirklichkeit werden, denn die Halbinsel hatte wohl Raum genug für ihre einträchtig miteinander lebenden Stämme, aber nicht für ihre sich machtlüstern befehdenden Völker. Das war der Zustand, den die schönfärberisch Europa genannte Ländererwerbsge-

nossenschaft der Großen brauchte, wünschte und nutzte, um sich zum Schaden der Kleinen gütlich zu tun. Immer wieder gedieh in den Balkanstaaten die Erkenntnis, daß wirtschaftlich wie politisch ihr enger Zusammenschluß unmittelbares Lebensbedürfnis für alle sei. Nicht nur sozialistische, sondern auch bürgerliche Politiker und Nationalökonomen warben ohne Unterlaß für den Balkanbund mit der Front sowohl gegen Rußland wie gegen Österreich-Ungarn und in zweiter Reihe erst gegen die Türkei, aber stets trat zwischen Gedanken und Ausführung das Ränkespiel einer interessierten Großmacht. Dank derselben europäischen Einmischungspolitik schnitten sich 1885 Serben und Bulgaren in einem unglücklichen Bruderkrieg die Hälse ab, scheiterte 1905 die serbisch-bulgarische Zollgemeinschaft, verzehrte 1913 neuer Bruderhader die Frucht eines entscheidenden Abschnittes der bürgerlichen Revolution des Südslawentums, der Befreiung Makedoniens vom Feudalismus durch den doch zustandegekommenen Balkanbund. Der Weltkrieg endlich hat das tragische Geschick der Südslawen zur steilsten Höhe emporgetrieben; ihre Rolle erinnert an das Los der Deutschen während des napoleonischen Zeitalters, die in dem gewaltigen Ringen zwischen England und Frankreich um den Weltmarkt in beiden Lagern standen und hier wie dort für fremde Zwecke ihr Blut strömen ließen.

Damals waren die Rheinbündler in Preußen kaum minder verhaßt, als es heute die Bulgaren in den besetzten Gebieten Serbiens sein

können, und die Bayern, Sachsen, Hannoveraner, Kurhessen und Nassauer beseelte 1866 auch kein zärtliches Gefühl für die Preußen. Dennoch war binnen vier Jahren die nationale Einheit da, weil die harte Presserin, die wirtschaftliche und politische Notwendigkeit, dahinterstand. So tut trotz allem eine künftige Annäherung und Verbindung zwischen Bulgaren und Serben nicht als Wahngebilde ab, wer um die Begeisterung weiß, die in Belgrad bei südslawischen Tagungen Verbrüderungsszenen bulgarischer und serbischer Studenten umtoste, und wer den Jubel kennt, der 1912 in Sofia, trotz der Zugeständnisse in der makedonischen Frage, das Bündnis mit dem Nachbarvolk begrüßte. Hat sich der Nebel hetzerischer Phrasen verzogen, der statt des Schlachtendampfes im Zeitalter des rauchschwachen Pulvers über ganz Europa lagert, so muß die Einsicht, daß keine wichtige Lebensfrage sie scheidet und ihre Zwietracht nur die Geschäfte Dritter besorgt, Bulgaren und Serben wieder zum Bewußtsein der gemeinsamen Abstammung und Kultur zurückführen. Zwar ist die bulgarische von der serbokroatischen Sprache weiter abgeirrt als das Slowenische und hat während des moskowitischen Einflusses in Sofia viele russische Worte aufgenommen, aber da man sich in Bulgarien immer noch leichter mit Serbisch als mit irgendeiner anderen slawischen Mundart verständigt, ist der weite und schwierige Weg zu einer gemeinsamen Schriftsprache nicht ganz versperrt.

Auch die Möglichkeit einer nahen Aussöh-

nung zwischen Kroaten und Serben verlachte fast jeder, der vor kurzem noch die leidenschaftlichen Katzbalgereien zwischen den feindlichen Brüdern betrachtete. Gleichwohl ist ihre Annäherung heute zum Teil bis zur Verschmelzung gediehen. Mochte der nationale Gedanke noch so niedergehalten und verfälscht werden, so führte ihm doch mit der sozialen Umgestaltung auch der zurückgebliebensten Landesteile, die in Bosnien jetzt sogar die mohamedanischen Frauen dem Sozialismus in die Arme treibt, jede neue Schule, Fabrik oder Kaserne neue Anhänger zu; die wirtschaftliche Entwicklung bestätigte Ludwig Gajs stolzes Wort: »Von jetzt ab wird jedes Kind mir geboren!« Als in Kroatien nach zwanzigjähriger Gewaltherrschaft Khuen-Hedervarys der Deckel von einem politischen Sarge sprang, trat aus dem Dunkel ein Geschlecht ans Tageslicht, dem die Idee der serbisch-kroatischen Zwillingsbruderschaft und Kampfgemeinschaft ins Blut geimpft war. Mit der serbisch-kroatischen Koalition im Agramer Landtag, die Winter 1905 unter dem Einfluß dieser Generation zustande kam, begann ein neuer Abschnitt in der Geschichte der transleithanischen wie zisleithanischen Südslawen, da sich die Slowenen dem Bann des Einigungsgedankens gleichfalls nicht entziehen konnten. Seit 1906 gibt die »*Slovenska Matica*« auch Werke in serbo-kroatischer, die »*Hrvatska Matica*« auch Bücher in slowenischer Sprache heraus, und seit kurzem erscheint in der kroatischen Hauptstadt neben der literarischen Rundschau »*Književni Jug*«

mit Beiträgen in beiden Mundarten eine ähnliche politische Zeitung mit dem programmatischen Namen »*Glas Slovenaca, Hrvata i Srba*«. Vor dem Kriege leitete eine Brücke auch zu den Serben außerhalb der Donaumonarchie. Der Gegensatz zwischen Agram und Belgrad, die beide um den Ruhm wetteiferten, Kulturzentrum des Südslawentums zu sein, schliff sich ab; dort wurden serbische Dichter begeistert gefeiert, hier stellten kroatische Maler erfolgreich aus.

Trotz Bajonette und Belagerungszustand schreitet der Einheitsgedanke siegreich fort, und es war ein bedeutungsvoller Augenblick, als im Sommer 1918 Dušan Popović im Agramer Landtag von dem südslawischen Gedanken bekannte: »Diese Idee wird siegen, und darum sage ich offen, vor dem Angesicht des ganzen Volkes, daß ich Kroate, Serbe und Slowene bin, oder wenn Sie wollen, keines, sondern nur ein rechter, richtiger Südslawe.« Mit Joseph Frank sank die Idee eines Großkroatiens als römisch-katholischer Vormacht des Südslawentums ins Grab und geistert heute nur noch als Spuk in Köpfen, die von überlieferten Vorstellungen nicht loskönnen. Auch der slowenische Partikularismus ist ohne Saft und Kraft. Was Leben verheißt und Zukunft verspricht, sieht in Slowenen, Kroaten und Serben ein einziges Volk mit drei verschiedenen Namen und kämpft für den Zusammenschluß aller Südslawen vom Isonzo bis zum Vardar, denn die Demokratisierung der Massen durch Weltkrieg und russische Revolution hat die Wurzeln des Ein-

heitsgedankens tiefer denn je in den Boden des Volksbewußtseins gesenkt. Als Frucht dieser Entwicklung verlangte die Erklärung des südslawischen Klubs im Wiener Reichsrat vom Mai 1917 »die Vereinigung aller von Slowenen, Kroaten und Serben bewohnten Länder der österreichisch-ungarischen Monarchie in einem selbständigen, von jeder Vermittlung fremder Völker freien und auf demokratischer Grundlage aufgebauten Staatskörper unter dem Zepter der habsburgischen Dynastie«. Dagegen forderte der Führer der österreichisch-ungarischen Südslawen *in partibus infidelium*, Trumbić, im Juli des gleichen Jahres, Hand in Hand mit Pašić, im Vertrag von Korfu die Zusammenfassung von Serbien, Montenegro, Bosnien-Hercegovina, Kroatien, Dalmatien und der slowenischen Teile Österreichs zu einem Königreich Südslawien unter den Karadjordjević. Aber Habsburg hin, Karadjordjević her, die rücksichtslose Lösung der südslawischen Frage ohne Halbheiten ist ein gebieterisches Muß der Geschichte und gehört zu den Voraussetzungen eines dauernden Friedens.

Von der Adria bis zum Pontus siedeln mehr denn sechzehn Millionen Südslawen, nur ein Drittel weniger, als vor hundert Jahren die Fläche des Deutschen Reichs von heute Einwohner zählte. Dieser ganze Volkskörper zittert vor verhaltener Lebenskraft und angespanntem Zukunftsdrang. Die Entwicklung der nächsten Jahrzehnte, von der Fruchtbarkeit dieser Gebiete und ihrem Reichtum an Bodenschätzen und Wasserkräften verbürgt,

wird in das Zusammengehörigkeitsgefühl des südslawischen Stammes die noch widerstrebenden Teile ungestüm hineinreißen. Darum bedarf es keiner Prophetengabe zu der Voraussage, daß sich über kurz oder lang Unvernunft der Geschichte in Vernunft kehren wird, indem die südslawischen Massen durch alle inneren und äußeren Widerstände zu ihrer nationalen Einheit durchstoßen, und zwar je nach dem Stand der politischen Gestirne mit uns, ohne uns oder gegen uns.

DAS ALTE UND DAS JUNGE MONTENEGRO

Wen in blauen Friedenssommertagen eine Lustfahrt oder Hochzeitsreise nach Cattaro führte, versäumte selten, mit dem schlingernden Postauto die steile Serpentinenstraße nach Cetinje hinaufzufahren. In der montenegrinischen Residenz bestaunte er die Söhne der Schwarzen Berge, die, ihren Čibuk schmauchend, die einzige Hauptstraße so würdevoll auf- und abwandelten, als sei das Angestarrtwerden ihr Beruf, ließ sich in ein paar »Andenken-an-Cetinje«-Läden echt orientalische Seidenstickereien und silberbeschlagene Türkenpistolen aufschwatzen, von denen jene aus Chemnitz, diese aus Solingen stammten, und bewunderte, wenn er Glück hatte, eine Serenissimus-Szene aus dem achtzehnten Jahrhundert: den Gospodar der Crnagorcen in freier Luft Streitigkeiten entscheidend und Urteile fällend. Inmitten eines Kreises rotröckiger Polizisten humpelte vor seinem bescheidenen Palaste, von khakifarbenen Adjutanten umgeben, in reichbetreßter Landestracht und ganz altenfritzig auf seinen Krückstock gestützt, der Fürst hin

und her, deutete ab und zu auffordernd auf einen der zahlreichen Bittsteller außerhalb des Ringes, streckte dem ehrfürchtig Nähertretenden die Hand zum Kusse hin, hörte seine Beschwerde gnädig an und löste den Streitfall vom Fleck weg.

Da all das so idyllisch und patriarchalisch wie nur möglich aussah, dachte im Grunde kein Mensch daran, daß auch diese Staatsspielschachtel ökonomische und politische Probleme die Fülle barg.

I

Was seit dem fünfzehnten Jahrhundert Montenegro heißt, der schroffe Hochgebirgsstrich zwischen der Bucht von Cattaro und dem See von Skutari, war im Mittelalter ein Stück der erst Dioklitija, später Zeta genannten Landschaft und gehörte zu einem der serbischen Teilfürstentümer, die der byzantinischen Herrschaft meist nur dem Namen nach unterstanden. Wenn auch die Täler des Lim, des Ibar und der westlichen Morava die serbischen Kernlande waren, so bildete doch im elften Jahrhundert für eine Weile das Küsten- und Bergland die Vormacht des ganzen in die Balkanhalbinsel eingedrungenen Slawentums im Kampf gegen Byzanz; mehr als einmal holten sich die oströmischen Feldherren in den wilden Schluchten der Schwarzen Berge blutige Köpfe, während sich das Gestade, das Primorje, dem Einfluß des zur See gebietenden Ostreichs nicht entzog und seine von Lateinern besiedelten

blühenden Handelsstädte wie Antivari und Dulcigno später auch den Serben gegenüber ihre volle Selbständigkeit bewahrten. Aber da die Vormachtstellung bald an das serbische Staatswesen überging, das seinen Mittelpunkt im Tal der Raška hatte, wurde im letzten Drittel des zwölften Jahrhunderts die Zeta von Stefan Nemanja dem Großserbenreich einverleibt, aus dessen zerbröckelndem Gefüge sie sich freilich nach Stefan Dušans Tode wieder losriß. An dem 15. Juni des Schicksalsjahres 1389, dem in seiner umwälzenden Bedeutung für Europas Entwicklung nur das andere Schicksalsjahr 1789 gleichkommt, war der Gospodar der Zeta gerade auf dem Marsch zur Schlacht, als ihn die Kunde von der vernichtenden Niederlage seiner Stammesbrüder ereilte; er kehrte um und sammelte in seinem Felsennest alle Serben, die sich nicht unterwerfen wollten, zum Widerstand gegen die osmanischen Eindringlinge.

Durch seine natürliche Beschaffenheit war dieser Fleck Erde ein unzugänglicher Schlupfwinkel und ein sturmsicheres Kastell all derer, die das schwere Joch der Raja nicht auf-sich nehmen mochten, denn die kahlen und nackten Felswände boten dem Verteidiger Schutz, dem Angreifer Trutz. Nur in der frommen Geschichtsfabel allerdings brach sich die Türkenflut ein für allemal an diesen Bergwällen und blieb Montenegro, während die Lande ringsum den Türken fronen und zinsen mußten, dank der Tapferkeit seiner Bewohner unabhängig; in Wirklichkeit unterwarf schon Soliman der Prächtige 1532 fast das ganze Gebiet; auch

in den folgenden Jahrhunderten pflanzten die Paschas ihre Roßschweife mehr als einmal auf den Trümmern von Cetinje auf; der große türkische Geograph des siebzehnten Jahrhunderts, Hadži Kalfa betrachtete Montenegro einfach als Teil des Sandžaks Skutari; die Friedensschlüsse von Požarevac 1718 und Svištovo 1791 erkannten das Land als türkischen Besitz an, und eigentlich bis zum Berliner Kongreß erhob die Pforte Anspruch darauf. Aber wie Montesquieu die Ursache für die Freiheit der Friesen und Schweizer in der wenig verlockenden Armut ihrer Heimatgaue sah, so standen die Opfer an Gut und Blut, die eine dauernde Niederhaltung der paar Handvoll kühner und trotziger Bergbewohner gefordert hätte, in zu argem Mißverhältnis zu dem Gewinn, den das öde Karstland seinem Oberherrn abwerfen konnte, und deshalb in erster Reihe blieb die osmanische Herrschaft hier im Durchschnitt ein wesenloser Schatten.

Freilich sprachen auch die kriegerischen Eigenschaften der Crnagorcen mit, denen ihre gesellschaftliche Verfassung die rechte Grundlage für ein stetes unruhiges Kämpferdasein gab. Im Rahmen der Gentilverfassung bildete weit häufiger als sonst bei den Südslawen statt der *Zadruga* die Einzelfamilie die Urzelle der Gesellschaft, denn die Unergiebigkeit des Bodens widerstrebte einer Zusammenballung zu größeren Hausgenossenschaften ebenso wie sie der Ausbreitung des Feudalismus entgegenwirkte, der auch in vortürkischer Zeit nur in der Ebene um die damalige Hauptstadt Skutari

seinen Sitz hatte. Eine Anzahl Familien, die ein oder mehrere Dörfer besiedelten, umschloß der Ring der Bruderschaft, deren Mitglieder sich als Blutsverwandte betrachteten und darum untereinander nicht heirateten, und mehrere Bruderschaften stellten den Stamm dar. Nach allen drei Gemeinschaften, Familie, Bruderschaft und Stamm, nannte sich der Montenegriner, so daß er mit dem Taufnamen oft vier Namen führte; nach den oft wechselnden Wohnsitzen der Stämme wurde auch das Land bezeichnet, statt daß es fest umrissene Gaue kannte. Dieser Stammesverfassung entsprang das Gemeinbürgschaftsgefühl, das die Gesamtheit für den Einzelnen unbedingt haften und eintreten ließ, die Blutrache, in der sich die urwüchsige Rechtspflege dieser Gesellschaftsordnung auswirkte, und die waldursprüngliche Demokratie, kraft deren die Stammeshäupter aus allgemeinen Wahlen hervorgingen und alle wichtigen Entscheidungen von Ja und Nein der Volksversammlungen abhingen. Die erblichen Vojvoden, erst aus dem Hause der Balšić, dann der Crnojević, waren für die Bergstämme kaum mehr als Oberhäuptlinge im Kriege.

Wie diese soziale Ordnung Zusammenhalt und Widerstandskraft der Crnagorcen gegen die Türken stärkte, so paßte sich auch ihre Wirtschaftsweise gut dem unaufhörlichen Kriegshandwerk an. Durch die Jahrhunderte waren sie nichts als arme Hirten, die ihren Herden in dem kargen Bergland ein Fleckchen Grün suchten und sich vor feindlicher Übermacht leicht und gewandt mit ihren Schafen und

Ziegen in die unzugängliche Wildnis zurückzogen. Aber auch diese ihre bedrängten Lebensverhältnisse zwangen ihnen das ewige Scharmützeln mit den Osmanen auf. Machte ihnen der Hunger die Zähne lang, so stiegen sie raubend und plündernd aus ihren Felslöchern in die fruchtbarere Ebene hinab, sich um ein Stück Beute meist mit den türkischen Herren, manchmal auch mit den christlichen Hercegovcen herumzuschlagen. Die nie abreißenden Kämpfe, die nicht immer so homerisch heldenhaft verliefen, wie die Gesänge zum Saitenspiel der *Gusle* sie schilderten, dörrten bei den Montenegrinern alle Keime wirtschaftlicher und kultureller Entwicklung so aus wie bei den übrigen Serben die Türkenherrschaft selbst, aber sie schufen auch durch eine Art natürlicher Auslese ein überall bewundertes Reckengeschlecht, da nur die Mutigsten und Stärksten, statt die Raja zu mehren, sich als Uskoken oder Hajduken in die Berge schlugen; Montenegro wurde als das serbische Sparta gepriesen, der Lovčen als der Wall serbischer Freiheit gefeiert. Verächtlich schien darum dem Falken der Crnagora jeder Beruf außer dem des Hirten und Kriegers; schon Ackerbau dünkte ihm eines aufrechten Mannes unwürdig; nur nach den wehrfähigen Männern berechnete sich die Kopfzahl eines Stammes; herbster Fluch war: Mögen deine Knaben sterben, ehe eine Kugel sie treffen kann!

Aber wenn auch die Crnagorcen auf eigene Faust Türkenköpfe abzusäbeln glaubten, in Wahrheit kämpften sie für Rechnung Venedigs.

Vor der Schlacht auf dem Amselfeld hatte die mächtige Handels- und Seerepublik bereits Fäden nach der Zeta hinübergesponnen, und nach der Unterwerfung der Balkanhalbinsel durch die Türken suchte sie vollends die ganze Ostküste des *more Dioklitijsko*, wie die Serben sagten, zur Sicherung ihrer Adria- und Mittelmeerherrschaft in die Gewalt zu bekommen. Die hochmütige Seekönigin betrachtete denn diese Halbwilden wie die anderen Südslawen am Adriagestade leglich als brauchbare Söldner und sah in den Crnojević nichts als beiläufige Vasallen, die sie für bares Geld kaufte und infolgedessen ihre Kapitäne nannte und denen sie besondere Ehre zu erweisen glaubte, wenn sie ihnen die Würde eines venezianischen Nobile verlieh oder eine Tochter aus ihrem Patriziat zur Frau gab. Wenn die allerdings unklare Darstellung des Cattarensers Bolizza aus dem Jahre 1614 noch auf Überreste feudaler Wirtschaftsverfassung hinzuweisen scheint, so bot die unter Kämpfen erstarkende und überwuchernde Stammesdemokratie dem Vojvoden in der Tat immer weniger freies Feld für eigene Politik; nach den sehr lückenhaften und widerspruchsvollen Berichten kehrte der letzte Crnojević zu Beginn des sechzehnten Jahrhunderts auf Betreiben seiner venezianischen Gattin seinem Land und Volk gar freiwillig den Rükken, um als Privatmann in die Lagunenstadt zu ziehen. Von jetzt ab teilten sich ein geistlicher und ein weltlicher Gebieter, ein Vladika und ein Gubernadur, in die oberste Gewalt, sofern von oberster Gewalt überhaupt die Rede

sein konnte, denn beide wurden von der Volksversammlung gewählt und beiden gebrach es an Mitteln, den selbstbewußten Stammeshäuptlingen ihren Willen irgendwie aufzuzwingen; dieser übte nur als Vorsteher des Häuptlingsrates und als Anführer im Kriege, jener allein durch seine geistige Überlegenheit und durch seine kirchliche Stellung einen gewissen Einfluß auf die ungebildete und glaubensstarke Masse aus.

Die durch nichts eingeschränkte Ausbildung des Stammessondertums diente letzten Endes der Sache der Türken, da sich bei den ständigen Stammesfehden eine der beiden Parteien immer weniger scheute, die Hilfe der fremden Eroberer anzurufen; allmählich schoben die Osmanen derart ihre Macht in Gebiete vor, die sie mit Waffengewalt dauernd nie hatten behaupten können. In Virpazar und Rijeka, in Ceklić und Cetinje erhoben sich Moscheen, in den Dörfern nisteten sich Zehenteintreiber und Steuerpächter ein, und während ein Teil dieser Serben den Islam annahm, war der andere drauf und dran, zur Raja hinabzusinken. Da aber ihre Bedränger den zum Lebensunterhalt der Bergstämme unentbehrlichen Markt von Obod besetzt hielten, wurde der Druck unerträglich, damit aber auch die alte Spannkraft lebendig, und in der Christnacht 1702 mußten die vom Kreuz abgefallenen Brüder, die »*Braća nekršćena*«, über die Klinge springen und die übermütigen türkischen Herren unter schweren Verlusten das Feld räumen. Den wirtschaftlichen Untergrund der Bewegung ar-

beitet die Überlieferung gut heraus, denn ihr zufolge hob das Blutbad in Virpazar damit an, daß beim Eintreiben der in Mais zahlbaren Kopfsteuer einem Türken, der das Maß als zu klein bemängelte, der Schädel mit dem schweren Gefäß eingeschlagen wurde: Das ist Crnagorcenmaß!

Da zur selben Zeit die Türkenflut schon im Zurückebben war und sich die europäischen Anwärter der orientalischen Frage zu melden begannen, suchte sich fürder nicht nur Venedig der montenegrinischen Waffenhilfe zu versichern, sondern durch schönklingende Versprechungen wußte auch Österreich den »Ameisenhaufen tapferer Montenegriner«, wie Voltaire sie nannte, für seine Zwecke in Bewegung zu bringen. Der Lohn war hier wie dort schnöder Undank. Für ihre erfolgreiche Unterstützung Venedigs mußten die Montenegriner im Frieden von Požarevac 1718 Gebiete, die sie mit der See verbinden konnten, der Republik überlassen, und 1814 besetzten die Österreicher die Bucht von Cattaro, für deren Befreiung montenegrinisches Blut nicht zaghaft geflossen war, und dessen serbische Bewohner die Vereinigung mit ihren Brüdern schon vollzogen glaubten. Aber der Dank vom Hause Romanov fiel nicht glorreicher aus. Als Peter I. die Montenegriner zum Kampf für das Kreuz gegen den Halbmond aufrief, hatten sie zwar nur eine nebelhafte Vorstellung davon, daß irgendwo ein mächtiger slawisch-orthodoxer Zar herrsche, doch seine Absicht, das Sinnbild der Christenheit auf der Kuppel der Hagia Sophia

aufzupflanzen, bewog sie, mit wahrhaft religiöser Inbrunst zu den Waffen zu greifen. Da indessen der russisch-türkische Friedensschluß sie ganz vergaß, warf sich ein gewaltiges Türkenheer auf das kleine Volk und ließ es für seine dem Zaren geleistete Hilfe grausam büßen. 1736 wiederholte sich das Schauspiel von 1711: abermals tapfere Unterstützung der Russen durch die Montenegriner, abermals schnöde Preisgabe der Montenegriner durch die Russen und harte Heimsuchung durch die Türken. Trotzdem fand das Jahr 1768 die Falken der Schwarzen Berge von neuem auf der Seite der Russen, um von ihnen beim Friedensschluß wiederum preisgegeben und von den Türken mit Skorpionen gezüchtigt zu werden. Auch als im Frühjahr 1809 während des großen serbischen Aufstandes Karadjordj, die Türken über den Haufen rennend, in der Richtung gegen die Crnagora vordrang und sich mit den montenegrinischen Streitkräften vereinigte, hinderte russische Lässigkeit oder List die weitere Ausbreitung der Erhebung und die Verschmelzung eines größeren Teils der Serben zu einem geschlossenen Ganzen. Dafür trieb Rußland die Montenegriner um dieselbe Zeit als Kanonenfutter gegen die Franzosen, die mit den Illyrischen Provinzen ihr Reich bis Cattaro erstreckten und an der südslawischen Tapferkeit des Marschalls Marmont Wort zu schanden werden sahen, daß er die Schwarzen Berge durch Ströme montenegrinischenBluts in rote Berge verwandeln werde. Aber der Russenzar rührte keinen Finger, den mehr als treuen Bundesgenossen durch Erwerb der Bucht von

Cattaro einen Ausgang nach dem Meer zu öffnen, vielleicht aus Unmut darüber, daß diese slawischen Brüder, solange die Stammesverfassung in Kraft war, ihre Freiheit und Unabhängigkeit auch gegenüber den Anschlägen seiner Sachverwalter entschlossen behaupteten und sich einer Einmischung Rußlands in ihre inneren Angelegenheiten entschieden widersetzten. Der Wettbewerb mehrerer Staaten um die Waffenhilfe der Montenegriner aber stärkte die Stellung der Spitzen auf Kosten der Stämme. Der Vladika Danilo aus der Familie der Petrović, der Bruderschaft der Heraković und dem Stamme der Negoš, der die Bartholomäusnacht von 1702 geleitet hatte, und von Venezianern, Österreichern und Russen Subsidien empfing, verstand die Bischofswürde in seinem Hause erblich zu machen, indem der Metropolit stets einen seiner Neffen zum Nachfolger bestimmte, und seit 1718 erbte auch das Amt des Gubernadurs in der Familie Radonić vom Vater auf den Sohn. Aber Vladika wie Gubernadur bedurften nach wie vor der ausdrücklichen Bestätigung durch die Volksversammlung, und immer noch war ihre Machtbefugnis, obwohl sich jener als Kirchenfürst an das rechtgläubige Rußland anlehnte und dieser stets mit den Herren der Bucht von Cattaro, erst mit den Venezianern, dann den Österreichern, liebäugelte, durch die Selbstherrlichkeit der Stämme wesentlich eingeschränkt. Versuche um die Mitte und gegen das Ende des achtzehnten Jahrhunderts, die Blutrache durch Entscheidungen eines obersten Gerichtshofs einzudämmen und das Volk unter

ein geschriebenes Recht zu beugen, scheiterten kläglich an der eigenwilligen Kraft des überlieferten Gesellschaftszustandes.

Von den letzten Vladikas konnte auch Peter I. trotz seines großen persönlichen Ansehens nur durch Bitten und Beredung, nie durch Befehle auf die Stämme einwirken, und auch in der Gemeinde der Heiligen, in die er nach seinem Tode aus politischen Gründen versetzt wurde, brachte er seinem Nachfolger Peter II. weit weniger tatsächlichen Nutzen als die nach längerer Unterbrechung wieder reichlicher fließenden Hilfsgelder aus Rußland; außer einem Jahresgehalt von neuntausend Dukaten empfing er Zuwendungen an Waffen, Schießbedarf und Getreide. Mit diesen Mitteln gelang es ihm, sich außerhalb der Stammesverfassung eine eigene Macht, Anfänge eines stehenden Heeres und einer Schreiberkaste zu schaffen. Die Gubernadurswürde hob er auf, vertrieb die Radonić, vereinigte die geistliche und weltliche Macht in seiner Hand und unterhielt aus seiner Tasche einen zwölfköpfigen Senat, eine Leibwache von einigen Dutzend und eine Gendarmerietruppe von einigen Hundert Mann. Aber wenn er es mit diesen ihm blindlings ergebenen Werkzeugen unternahm, die alte Verfassung durch einen schroffen Zentralismus zu ersetzen, die Blutrache durch eine staatliche Gerichtsbarkeit abzulösen, die freien Gentilgenossen zu steuerpflichtigen Untertanen zu machen und die Stammesdemokratie durch fürstlichen Despotismus zu verdrängen, war er mit nichten Geburtshelfer eines naturnotwen-

digen Prozesses, denn für die Wirtschaftsverhältnisse Montenegros war bei dem Stillstand aller Entwicklung der Rahmen der Gentilverfassung noch lange nicht zu eng geworden; nicht von innen, sondern von außen wurde sie mit fremdem Gelde und darum eigentlich auch mit fremden Waffen gesprengt. Machthunger und Ehrgeiz trieben den Vladika; der als begnadeter Dichter in seinem »Bergkranz« es der Menschenpflichten heiligste nannte, der Tyrannei den Fuß in den Nacken zu setzen und sie zur Anerkennung des Rechts zu bringen, war, als Herrscher von allen bösen Trieben der Tyrannei besessen, weit weniger Montenegros Lykurg, wie ihn Schmeichler hießen, als sein Drakon, denn da sich die alten Überlieferungen gegen die geplanten Neuerungen heftig auflehnten, schrieb er die Geschichte seiner Reformen mit Blut. Die Entwaffnung nahm er vor, indem er in den häufigen Jahren der Hungersnot Getreide nur gegen die Verpfändung von Flinten und Pistolen austeilte, die Besteuerung führte er durch, indem er unter den Widerspenstigen, die lieber den Türken den Harać zahlen wollten, furchtbar aufräumte, und da die Stämme sich geschlossen gegen die Schande zur Wehr setzten, daß »Fremde« in ihre Gerichtsbarkeit einzugreifen wagten, sooft die Staatsgewalt nach einem Verbrecher in ihrer Mitte die Hand ausstreckte, stellte er auch hier die entschlossensten Widersacher vor zwölf Flintenläufe. So das Blut seines Volkes wie aus Eimern verschüttend, setzte Peter II. sich durch. Was er begonnen

hatte, vollendete mit gleich unerbittlicher Faust und geschickt die auswärtigen Kämpfe ausnutzend sein Nachfolger Danilo I. Während der polnische Dichter Mickievicz Montenegro noch als Land der Freiheit und Gleichheit feierte, wurde unter heftigen Aufständen und erbarmungslosen Strafgerichten dem Despotismus die Bahn geebnet: die selbstherrlichen Stammeshäuptlinge ersetzte Danilo durch Bezirkshauptleute und wuchtete dem Volk das Joch schier unerträglicher Steuern auf den Nacken, für die eine Viehzählung die Unterlagen liefern mußte. Wenn der erste Peter noch ganz ein geistlicher Fürst war und der zweite die weltliche mit der geistlichen Würde verband, tat Danilo den letzten Schritt und erklärte sich unter Verzicht auf die Bischofsmütze zum weltlichen Herrscher.

Europas Freude über die Reformtätigkeit und Zivilisationsarbeit der montenegrinischen Kneze war umso größer, als ein Atlas dieser Zeit Montenegro als türkischen Bezirk mit dem vielsagenden Vermerk anführte: »Von einem unabhängigen Räubervolk bewohnt.«

II

Da Danilo, erntend, was er gesät, der Rache eines von ihm tödlich gekränkten Landsmannes erlag, folgte ihm in seinem Neffen Nikola ein Mann, der von dem ganzen Erbe seiner Vorgänger am trefflichsten die Kunst verwaltete, die das Land ausnutzenden Großmächte zum eigenen Vorteil auszunutzen.

Auch wenn seinem Ehrgeiz Montenegro nicht zu klein gewesen wäre, mußte er unter dem Zwang der Umstände vom ersten Tage seiner Regierung an eine Ausdehnungspolitik auf Kosten der Türkei betreiben. Seinem Fürstentum nämlich war einer der gefährlichsten Unruhenherde der europäischen Türkei, die Hercegovina, unmittelbar benachbart. Da sich im Mittelalter in Bosnien und der Hercegovina der Einfluß von Rom und Byzanz kreuzten, wußten Papst und Kaiser die Feudalherren dieser serbischen Gaue durch »Bekehrung« zum Katholizismus auf ihre Seite zu ziehen, indem sie ihnen dafür die ungestörte Ausbeutung der Bauern meist orthodoxen Glaubens verbürgten. Der soziale Gegensatz behielt seine religiöse Vermùmmung, als nach dem Einbruch der Türken die Grundherren zum Islam übergingen, um als Mitglieder der bevorrechteten Kaste Aussauger der christlichen Grundholden zu bleiben und allmählich ganz und gar zu vergessen, daß sie mit ihnen eines Blutes waren. Der Aufeinanderprall von Naturalwirtschaft und Geldwirtschaft im neunzehnten Jahrhundert beförderte die Selbstzersetzung des türkischen Reichs und senkte den Todeskeim in das Lehnssystem, das dem Feudalherrn als Entgelt für seine Kriegsleistungen die Naturalabgaben eines oder mehrerer Dörfer zum unmittelbaren Lebensunterhalt überwies, denn da die neue Heeresverfassung die Spahis militärisch überflüssig machte, konnten sie auch ökonomisch auf ihr Altenteil abgeschoben werden. Aber gerade in Bosnien und Hercegovina erhoben sich die Lehnsritter angeblich zum Schutz

des gefährdeten Glaubens, tatsächlich zur Wahrung ihrer Vorrechte gegen alle Reformversuche mit äußerster Heftigkeit; der große Aufstand unter Hussein Aga gegen den »Gjaur-Sultan« Mahmud II. zeigte, wie diese mohamedanischen Junker mit Konstantinopel Fraktur zu reden verstanden. Da aber die Pforte mehr als einmal das unerhörte Beginnen wagte, gegen die unbotmäßigen Grundherren die christliche Raja zu bewaffnen, und da die fortschreitende Geldwirtschaft das Ausbeutungsgelüst der Spahis ins Uferlose steigerte, folgten diesen reformfeindlichen Erhebungen als Teilgefechte der bürgerlichen Revolution des Südslawentums Aufstände der Bauern für Reformen; mit seinem glühenden Nationalbewußtsein schlug der Franziskaner Jukić die Brücke zu der Bewegung in den anderen südslawischen Ländern. In Bittschriften an den österreichischen Kaiser führten die gedrückten Kmeten den Ursprung der Čifliks auf Bauernlegen und Landraub zurück, in Beschwerden an den Sultan klagten sie die *Trećina*, die Abgabe des Erntedrittels, und die Art ihrer Beitreibung als Ursachen der gänzlichen Verelendung der Bauern an; immer wieder flammte die bosnisch-hercegovinische Agrarfrage wie ein Scheiterhaufen auf, dessen blutroter Schein in ganz Europa bemerkt wurde. Aber so wenig die versöhnlichen Bestimmungen des Hattihumajun von 1856 jemals in diesen Provinzen Geltung erlangten, so wenig machte das Sefergesetz von 1859, das des Grundherrn Eigentums-, des Bauern Nutzungsrecht an der Scholle auf dem Papier regelte, den steten Unruhen den Garaus.

Von jedem Brande in der Hercegovina flogen Funken auf das trockne Strohdach Montenegros. Oft war das ausgesprochene Ziel der Aufstände Anschluß an das von den Türken nicht ausgesogene Nachbarland, meist kamen aus den Schwarzen Bergen Waffen und Hilfskräfte, in die Schwarzen Berge zogen sich Flüchtlinge zurück, Grenzverletzungen ereigneten sich hüben und drüben, ein regelrechter Krieg zwischen Türkei und Montenegro war fast immer das Ende. Auch die große Erhebung unter Luka Vukalović kurz nach dem Regierungsantritt Nikolas riß Montenegro in ihre Strudel hinein, aber nach anfänglichen Erfolgen der Crnagorcen drangen die Türken fast bis Cetinje vor, und nur durch Vermittlung der Großmächte kam für das kleine Land ein zwar nicht schimpflicher, doch auch nicht glimpflicher Friede zustande.

Aber statt daß Nikola seine Pläne auf die Hercegovina abdankte, griff er bald nach Kränzen, die weit höher hingen. Da in den sechziger Jahren der serbische Nationalismus wieder sehnsüchtig die Flügel breitete, galt den meisten romantischen Köpfen der *Omladina*bewegung keineswegs der Obrenović Michael als der ersehnte Einiger des Serbenvolkes, denn obwohl er das Land von den letzten Fesseln türkischer Oberhoheit zu lösen suchte, drückte er im Innern unter der trügerischen Losung: Erst ein großes, dann ein freies Serbien! jede fortschrittliche Regung mit Polizei und Zensur zu Boden. Im Gegensatz zu diesem nahe vor Augen liegenden nüchternen Büttel- und Bürokratenstaat war Montenegro in ein fernes Dämmerdunkel ent-

rückt, mit allen Reizen mittelalterlicher Ritterromantik geschmückt; seines jungen Herrschers Hand zumal hatte nicht nur des Bogens Kraft, sondern auch der Leier zarte Saiten gespannt; für die Vertreibung der Türken hatte er gefochten, für die Einigung der Serben gesungen. Wenn darum eine schwärmende Jugend sich an dem alten serbischen Barbarossatraum berauschte, da das in den Felsen gehauene Schwert Marko Kraljevićs von selbst hervorspringt und der sagenhafte Königssproß erwachend aus dem Berge tritt, flogen aller Gedanken nach Cetinje und nicht nach Belgrad.

Nikola umflocht nur allzu gern seine Stirn mit diesen Vorschußlorbeeren, unbekümmert darum, daß sein Staat viel zu klein und zurückgeblieben war, um je den Mittelpunkt für die Sammlung aller Serben abzugeben. Aber da er lediglich eigensüchtige dynastische Zwecke statt großherziger nationaler Ziele ins Auge faßte, war für ihn die Einigung des Serbentums nur schmackhaft, falls sie sich unter seinem Zepter vollzog, ebenso wie er 1863 lieber eine geknechtete als eine nicht montenegrinische Hercegovina sehen wollte und ihre Autonomie durch seinen Einspruch verhinderte. Darum erklärte er sich zwar 1866 in einem Vertrag mit dem Fürsten Michael bereit, gegebenen Falles unter Verzicht auf seine Würde Montenegro in Serbien aufgehen zu lassen, verfolgte aber in Wahrheit den anderen Bewerber um die Zukunftskrone des Großserbenreichs mit den giftigsten Gefühlen des Neides; wie der ein Jahrhundert währende Thronstreit

zwischen den Karadjordjević und Obrenović in Serbien selbst, so wurde auch diese Nebenbuhlerschaft zwischen den Herrscherhäusern in Belgrad und Cetinje zu einem Hebel für die Einmischung der Großmächte und zu einem Hemmnis für die Einigung des Südslawentums. Nicht einmal, wenn es gegen den türkischen »Erbfeind« ging, triumphierten die allgemeinen über die persönlichen Gesichtspunkte; 1876 ließ Nikola sich von der serbischen Regierung erst vierzigtausend Dukaten in Gold auf den Tisch zahlen, ehe er das Schwert überhaupt zog; in diesem Kriege und zwei Jahre später wirkten Serbien und Montenegro in der Kampfführung wie beim Friedensschluß nur äußerlich zusammen, und frostig blieb das Verhältnis zwischen den Bundesgenossen. Niemals wieder kam es danach bis 1912 zu einer gemeinsamen Tätigkeit beider Staaten in einer der vielen Balkanfragen, die eine geschlossene Front des gesamten Südslawentums und erst recht des Serbentums gebieterisch verlangten; dem Herrn der Schwarzen Berge war die serbische Raja der Türkei lediglich ebenso ein Mittel selbstsüchtiger Politik wie die albanischen Unterdrücker der serbischen Raja. Auch unternahm er das Menschenmögliche, dem Fürsten von Serbien Abbruch zu tun. Dem verhaßten Nebenbuhler in die Ferse zu stechen, gab er seine Tochter dem Thronprätendenten Peter Karadjordjević zur Frau, bändelte mit den serbischen Radikalen an, da sie als geschworene Gegner der Obrenović auftraten, ermunterte Bulgarien in dem Bestreben, den

Serben in Makedonien das Wasser abzugraben, und so gespannt waren zu Zeiten die Beziehungen zwischen den beiden serbischen Reichen, daß die Montenegriner scharenweise aus Serbien ausgewiesen wurden. Als sich die Verhältnisse vorübergehend besserten, hoffte Nikola erst recht für seine Dynastie auf die Thronfolge in Serbien, sei es durch Verschwägerung mit dem zur Kinderlosigkeit verurteilten Alexander, sei es durch freiwilligen Verzicht des Obrenović, sei es auf andere Art. Aber da der dritte Fall mit dem Belgrader Königsmord einzutreten schien, erlebte der Petrović einen Sturz aus allen Himmeln, denn ohne ihm auch nur den Trost einer einzigen Stimme zu gönnen, trug die Skupština die Krone einmütig dem Karadjordjević an. Stand ihm gleich der neue König durch Verwandtschaftsbande nahe, so entfernte doch Mißtrauen und Mißbehagen beide voneinander; in einer üblen Cetinjer Hochverratsprozeßposse unter Mitwirkung des Spitzels Nastić, der später in Agram ein Gastspiel gab, wurde dem serbischen Königshause gar ein Anschlag auf das Leben des Fürsten nachgesagt, und daß dieser jedenfalls seine ausschweifenden Pläne und Wünsche nicht eingesargt hatte, bewies klärlich 1910 die Annahme des Königstitels, die mindestens so sehr politischer Schlauheit wie persönlichem Ehrgeiz entfloß: setzte die Zukunft doch einmal eine einheitliche monarchische Lösung der Serbenfrage auf die Tagesordnung, so sollte keiner der beiden Anwärter vor dem anderen im Rang einen Vorsprung haben.

Wenn Nikola außer der Erkenntnis, daß Nehmen seliger ist denn Geben, in seiner auswärtigen Politik noch einen Grundsatz hatte, so den Entschluß, sich unter allen Umständen zu der anderen Partei zu halten wie die Dynastie in Belgrad. Wer sich als Freund des serbischen Herrschers gab, war ein Feind des montenegrinischen Fürsten und umgekehrt, und da der Obrenović sich, auch mehr aus dynastischen als nationalen Gründen an Österreich-Ungarn anklammerte, warf er sich folgerichtig Rußland an den Hals. Das entsprach nicht nur der alten Überlieferung, der slawischen Gemeinbürgschaft, der orthodoxen Glaubensgenossenschaft und vielleicht auch der politischen Dankbarkeit, stattete doch der Friede von San Stefano Montenegro mit weit größerem Gebietserwerb aus als nachher der Berliner Kongreß, sondern kam auch den Wünschen Rußlands entgegen, denn schon vor der Zeit, da Nikolaus II. den unwirschen Stoßseufzer tat: »Mit den Serben ist nichts zu machen, man muß sie ihrem Schicksal überlassen!«, war dem Zarismus Montenegro als Wachtstube auf dem Westbalkan wichtig, um von hier aus russischen Einfluß unter den Serben zu verbreiten. Wie schon während des serbisch-türkischen Krieges von 1876 die russischen Freiwilligen, in die inneren Verhältnisse Serbiens eingreifend, daran gearbeitet hatten, die Staatsverfassung umzustürzen, so suchte jetzt eine von Petersburg aus geleitete bedenkenlose und geschickte Propaganda den Serben des Königreichs den Petrović als einzigen gekrönten Träger des

nationalen Gedankens anzupreisen, noch 1900 feierte die russische Presse Nikola bei seinem vierzigjährigen Regierungsjubiläum besonders anzüglich als »Bollwerk des Südslawentums« und erwartete von ihm die Einigung der alten serbischen Lande, und wenn ein Dutzend Jahre vorher Alexander III. in einem berühmten Trinkspruch den Knez der Crnagorcen seinen einzigen Freund genannt hatte, so galt solcher Gunstbeweis nicht dem Oberhaupt eines Zwergstaates, sondern dem Zukunftskaiser des gesamten Südslawentums. War aber Montenegro nicht mehr als ein beiläufiges russisches Gouvernement, in dem des Zaren Wille als oberstes Gesetz gebot, so wußte Nikola doch seinem Vasallenverhältnis einen gemütvoll familiären Anstrich zu geben und sich den Romanovs durch die Heirat zweier seiner Töchter mit Großfürsten eng zu versippen.

Wichtiger als die politischen Wirkungen waren die persönlichen Vorteile der Verbindung mit Rußland für Nikola, denn der Wärmegrad seiner Ergebenheit für den Zaren richtete sich ganz nach der baren Zahlung, die er empfing, und wo der Balkan in Frage stand und im Hintergrund Zarigrad als lockendes Ziel auftauchte, ließ sich die auswärtige Politik Petersburgs nicht lumpen. Gar nicht zu reden von den verschwiegenen Summen, die dem Gospodar der Crnagora zur freien Verfügung in die Hand gedrückt wurden, übernahm Rußland alle Kosten für Bewaffnung, Bekleidung und Ernährung des montenegrinischen Heeres; außer Uniformen, Gewehren, Schießbedarf und

Getreide flossen allein seit dem Berliner Kongreß bis zum Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts zu diesem Zwecke über hundert Millionen Perper an regelmäßiger Unterstützung von Petersburg nach Cetinje; wieviel Millionen Nikola sonst aus offenen und geheimen Kassen der zarischen Regierung im Lauf der Jahrzehnte einstrich, weiß nach dem großen russischen Umsturz wohl keine Menschenseele mehr zu sagen.

Doch Freundschaft und Feindschaft waren für diesen gerissenen Geschäftemacher nur sehr bedingte Begriffe. Österreich kam als Haupteinfuhrland für Montenegro wirtschaftlich sehr in Frage, aber die Wiener Politik war außer der Begönnerung der Obrenović und der Gegnerschaft gegen Rußlands Balkanabsichten nicht gerade auf Nikolas Wohlgefallen berechnet, denn sie schnappte ihm nicht nur die Hercegovina vor der Nase weg und trennte, aus Angst vor dem Gespenst der südslawischen Gefahr, durch das Garnisonrecht im Sandžak Novibazar die beiden serbischen Staaten, um ihre Vereinigung zu hindern, sondern brachte auch insbesondere die Crnagora unter ihre ökonomische, zum Teil auch politische Botmäßigkeit, indem der Berliner Kongreß die Seepolizei an der montenegrinischen Küste und den Konsularschutz der montenegrinischen Handelsflagge Österreich-Ungarn übertrug und von dessen Zustimmung jede Straßen- oder Bahnverbindung des Meeresufers mit dem Innern des Landes abhängig machte. Aber was tat das alles, wenn bar Geld lachte! Nikola

brauchte gar nicht erst 1898 in einer Unterredung mit Salisbury seine Bereitwilligkeit zur besten Freundschaft mit der Donaumonarchie zu beteuern, wofern sie nur einige seiner Ansprüche erfüllen wolle, denn seit langem schon war die Geschichte der österreichisch-montenegrinischen Beziehungen nichts als eine Erläuterung zu dem einfachen Lehrsatz, daß eine Hand die andere wäscht. Wenn der Knez schon seit 1866 von Österreich eine jährliche Zuwendung von zwanzigtausend Gulden bezog, weil er, auf die Seite des Stärkeren fallend, italienischer Lockung zu einem Angriff auf Cattaro nicht nachgegeben hatte, so empfahl er 1875 ohne jede Rücksicht auf die nationale Zukunft des Südslawentums Franz Josef die Besetzung der Hercegovina, wirkte drei Jahre später für zwei Millionen Gulden bei der Entwaffnung der hercegovinischen Aufständischen mit und entschlug sich endlich für ein Jahresgehalt von fünfzigtausend Kronen jeder Anwartschaft auf das von Serben bewohnte Nachbarland. Als es sich 1881 in der dalmatinischen Krivošije regte, reizte er erst die Stammesbrüder zum Aufstand an und leistete dann um einen Judaslohn von einer Million Gulden bei der Niederwerfung der Rebellen Helfershelferdienste. Außerdem steckte er von Wien jährlich dreißigtausend Kronen für »Instandhaltung der Straßen« ein und was dergleichen Handsalben mehr waren. Flossen die freiwilligen Zuwendungen einmal spärlicher, wußte er, wie bei dem großen Postanweisungsschwindel von 1902, unfreiwillige Beiträge her-

auszuschlagen, und von Rußland ließ er seine Millionenpumps bei der Wiener Länderbank und der österreichischen Bodenkreditanstalt nur tilgen, um trotz der heiligsten Beteuerungen den Krug wieder zu demselben Brunnen zu schicken.

Als mit dem Umsturz in Belgrad die radikale Partei ans Ruder kam, wich sie, von dem Wunsch nach einer selbständigen nationalen Politik geleitet, der österreichischen Skylla aus, um in die russische Charybdis hineinzugeraten. Flugs schwenkte Nikola zu Österreich ab. Bewußt unterstrichene Besuche des Fürsten in Wien und Berlin zeigten den neuen Kurs an, die österreichischen Blätter feierten ihn auf Kosten der Karadjordjević als den staatsklugen Monarchen, der sich den Wirklichkeiten anzupassen verstehe, und die Temperatur der Beziehungen zwischen Petersburg und Cetinje sank allgemach auf den Gefrierpunkt. Aber hatte Rußland dank seiner engen Verknüpfung mit Serbien Montenegro längst nicht mehr so nötig wie vordem, so zahlte es doch die Unterstützungssummen wenigstens bis 1912 anstandslos weiter aus, um Österreich-Ungarn nicht ganz den Platz zu räumen. Auf der anderen Seite hielt die neue Freundschaft mit dem Hause Habsburg Nikola nicht ab, über die Annexion Bosniens und der Hercegovina so lange blutige Tränen zu vergießen, bis sie durch eine Erhöhung seiner Jahresbezüge getrocknet wurden. Das aber war nur ein Zwischenspiel, denn daß die russisch-montenegrinische Freundschaft das Sonnenlicht nicht mehr recht vertrug,

offenbarte während der Skutari-Krise von 1913 ebenso die scharfe Abkanzelung Nikolas durch eine amtliche Mitteilung Sasonovs wie als Antwort die Beschuldigung des Cetinjer Regierungsblattes, daß Rußland in einer allen Gesetzen der Moral widersprechenden Weise das montenegrinische Volk gegen seinen Herrscher aufzuwiegeln suche.

Aber der Fürst, der sich als Mann mit nur zwei Eisen im Feuer einen kläglichen Stümper gescholten hätte, erhob in jedem Ausmaß das System der Hilfsgelder auf die Höhe einer Kunst. Während des zweiten Kaiserreichs empfing er von Napoleon III. ansehnliche Summen noch als Dank dafür, daß im Krimkrieg sein Vorgänger, statt für Rußlands Rechnung der Türkei zu Leibe zu gehen, mit Österreich in der Politik des »*épater le monde par la grandeur de notre ingratitude*« gewetteifert hatte. An das osmanische Reich verschacherte er 1869 nicht nur das Belje Brdo ohne Zustimmung des Volks für bare zweimalhundertvierzigtausend Kronen, sondern ließ sich auch von Abdul Hamid immer wieder den Verzicht bald auf die Unterstützung der christlichen Raja in Altserbien, bald auf die Errichtung eines Konsulats in Prizren oder Priština, bald auf sonst eine Absicht oder sonst ein Recht mit vollen Beuteln abkaufen; obendrein bezog er das Gehalt eines Großvezirs; die ergötzlichen kleineren Schmutzereien und Schnorrereien wie den Schwank von der Sultansjacht und ihrem Silbergeschirr erzählt ein Vehse, der einmal die Geschichte der Balkanhöfe schreibt.

Mit den Verwandten in Rom endlich stand Nikola gleichfalls heute süß und morgen sauer. Gewaltig verschnupfte den Quirinal der feierliche Empfang des österreichischen Admirals Montecuculi in Cetinje just am vierzigsten Gedenktag der Seeschlacht von Lissa, aber seit Italien Montenegro als Sprungbrett für seine albanischen Pläne betrachtete, strömten die Gelder reichlich auch aus dieser Quelle, und bei der wirtschaftlichen Ausbeutung des Landes durch italienische Gesellschaften auf dem Wege des Tabakmonopols, der Hafenanlagen von Antivari und des Bahnbaus nach Virpazar strich Nikola ebenfalls nicht etwa nur die Brosamen ein, die vom Tische fielen.

Da ihm derart die russischen Rubel, die österreichischen Gulden, die italienischen Lire, die französischen Franken, die türkischen Piaster in die Taschen regneten, wurde der Herrscher des ärmsten Landes in Europa einer der reichsten Fürsten der Erde.

III

Indem die von allen Seiten zufließenden Hilfsgelder den montenegrinischen Fürsten von seinem Volke völlig unabhängig machten, statteten sie ihn mit der Machtfülle nicht eines aufgeklärten, sondern eines asiatischen Despoten aus.

Vor allem schuf die Bewaffnung und Erhaltung der montenegrinischen Streitkräfte durch Rußland, obschon das Heer äußerlich einer demokratischen Volkswehr glich, eine feste

Stütze unumschränkter Herrschergewalt; kein Zufall war es, daß gerade der größte und der kleinste slawische Staat autokratisch regiert wurden. Auch hatte Nikola nicht umsonst seine Erziehung in dem Frankreich des Mannes vom zweiten Dezember erhalten, denn seit seiner Thronbesteigung verging kein Tag, da er seine Macht nicht ohne Gram und Scham zum eigenen Besten ausnutzte, und nur zu bald offenbarte er, daß sich in seiner Brust die angeborene Wildheit des Naturkindes mit der verderbten Fäulnis des Geldmenschen paarte und eine grausame Mischung ergab. Seine Willkürhandlungen durchliefen eine ganze Stufenfolge von der Cäsarenlaune, daß außer den Mitgliedern seiner engeren Familie kein Montenegriner ein goldgesticktes Gewand tragen durfte, bis zum abgefeimten und heimtückischen Meuchelmord. Wie er, kaum auf seinem Thronsessel warm geworden, die ganze Sippe der Kadić ausrottete, deren einer seinen Oheim niedergestreckt hatte, so wütete er fürder ohne Schonung und Erbarmen gegen alle, die wider seinen Stachel zu löken wagten, Habsucht mit Rachsucht einend, da er die Güter der Ermordeten, Eingekerkerten und Verbannten kurzer Hand einzog und zu seinem Besitz schlug.

In diesem winzigen Lande, das vor den Balkankriegen rund neuntausend Quadratkilometer und etwa zweihundertzwanzigtausend Einwohner zählte, brauchte die monarchische Gewalt nicht wie in entwickelteren Staaten eine Gesellschaftsklasse gegen die andere auszuspielen, denn sie erhob sich unmittelbar über der Masse armer

und kleiner Bauern. Wohl aber erlaubte der geringe Umfang seines Reiches dem Petrović, durch Auslese der Feilsten und Faulsten eine herrschende Klasse von Speichelleckern und Schmarotzern heranzuzüchten, die mit hündischer Ergebenheit jedem Pfiff des Gebieters gehorchten; schon deshalb waren sie zuverlässige Stützpfeiler des Absolutismus, weil sie wußten, daß sie wegen ihrer Unfähigkeit in einem geordneten Staatswesen ein eiserner Besen sofort auf den Mist hinausfegen würde. Hier aber saßen, als »*Kućići i Odžakovići*«, als Leute aus gutem Hause und von edler Abkunft sich spreizend, solche gekauften Kreaturen des Selbstherrschers in allen Ämtern, Ehrenstellen und Pfründen und machten aus der streng zentralistischen Verwaltung einen Präzisionsapparat zur Vollziehung fürstlicher Willkür.

Während in Serbien die Gemeinde mehr als anderwärts einen hochentwickelten Selbstverwaltungskörper darstellte, und mit weitreichenden Befugnissen selbst richterlicher Art bedacht war, besaß die montenegrinische Gemeinde überhaupt keinen abgegrenzten Pflichtenkreis, entbehrte der breiten Grundlage des allgemeinen Stimmrechts und hing in ihrem höchst kümmerlichen Dasein von den Weisungen der Amtshauptleute ab. Diese *Kapetani*, zugleich Gerichts-, Polizei- und Steuerbehörde ihres Kreises, waren, durchweg konfiszierte Subjekte ohne jede Fachbildung, die rohen und rücksichtslosen Handlanger des fürstlichen Despotismus und staatlichen Zentralismus und als solche

unmittelbar dem Ministerium des Innern unterstellt, bis 1902 immer mehrere Kreise zu einem größeren Amtsbereich unter einem Bezirksdirektor zusammengefaßt wurden. Die zweite richterliche Instanz, die Bezirksgerichte, setzten sich gleichfalls nicht aus Rechtskundigen, sondern aus altgedienten Amtsschreibern, entgleisten Popen, früheren Schulmeistern, ehemaligen Hoflakaien und dergleichen zusammen, aber auch die vorgeschriebene juristische Hochschulbildung schützte die Mitglieder des obersten Gerichtshofes umsoweniger davor, den Launen des Fürsten stets willige Vollstrecker zu sein, als ihre Beförderung, Versetzung und Entlassung ausschließlich in seiner Hand lag. Allezeit wetteiferten Verwaltungs- und Justizorgane auf einen Wink seiner Brauen darin, die Untertanen aufs schimpflichste zu mißhandeln und das Recht aufs gröbste zu vergewaltigen; das 1898 erschienene Pamphlet »Einige blutige Bilder aus dem Album der Dynastie Petrović-Negoš« erzählte aus zahlreichen nur einige der haarsträubenden Ungeheuerlichkeiten, wie sie in montenegrinischen Amtsstuben und Gerichtszimmern gang und gäbe waren.

Das Jahr 1868 hatte die öffentlichen Gelder vom Vermögen des Fürsten getrennt, aber mangels jeder Aufsicht über die eingelaufenen und ausgegebenen Summen sah der Knez nach dem Grundsatz: Der Staat bin ich! die Landeskasse und seine Privatbörse als ein Ding an. Von den Millionen und Millionen, die aus dem Ausland für bestimmte Zwecke zuflossen, oder aus den eigenen Untertanen durch Pumpen und Druckwerk her-

ausgekeltert wurden, blieb der Löwenanteil an den schmutzigen Händen des Despoten kleben; nach einer notwendig oberflächlichen Schätzung wurden zwischen 1880 und 1910 rund zweihundert Millionen Perper eingenommen und für nachweisbare Staatsbedürfnisse etwas über hundertzwanzig Millionen ausgegeben; für persönliche und höfische Verwendung, für Bestechungs- und Schweigegelder, für Aussteuern und Besuchsreisen rund dreißig Millionen eingestellt, blieb noch ein Rest von fünfzig Millionen, über deren Aufenthalt, außer den Wiener, Pariser und Londoner Bankiers Seiner Majestät, kein Weiser und kein Narr etwas zu vermelden wußte.

Da der Selbstherrscher mit sicherem Instinkt von zwei Dingen, der wirtschaftlichen Entwicklung des Landes und der politischen Aufklärung des Volkes, Gefahr für dieses ungestörte Schlaraffentum witterte, suchte er bewußt seine Untertanen so arm und so dumm wie möglich zu erhalten. Solange freilich die steten Türkenkämpfe die Männer immer wieder auf den Kriegspfad riefen und den Kindern zartesten Alters schon die Wartung des Viehs anvertrauten, konnte kein Quell der Bildung und Gesittung aus dem dürren Boden brechen; keineswegs Koketterie war es, wenn die 1834 gegründete Druckerei kaum zwanzig Jahre später, ohne Freiligraths Gedicht »Freie Presse« zu kennen, ihre Bleilettern zu Flintenkugeln umgoß; von dem landläufigen Handwerk der Crnagorcen berichteten die Chroniken bis an die Schwelle unserer Tage in knorriger und

anschaulicher Schlichtheit: »Die Montenegriner hieben in diesem Gefecht tausend Köpfe ab und erbeuteten tausend Pferde,« »Eine einzige ihrer Rotten brachte von Hoti allein sechshundert Menschenköpfe mit, nebst einer Herde von tausend Ochsen,« und 1852 noch fand der österreichische General Stratimirović den Fürsten Danilo beim Frühstück vor einem Hause, vor dem auf hohen Stangen etwa zwanzig Türkenköpfe aufgespießt waren, und vernahm seine achselzuckende Entschuldigung, daß angesichts dieser Unsitte auch seine Macht aufhöre.

Daneben aber steckte dem Petrović ein Mißtrauen gegen jede Aufklärung der Masse tief im Blut. Schon der Vladika Vasilije vereitelte durch seinen Einspruch die Absicht der russischen Kaiserin Elisabeth, in Montenegro Schulen ins Leben zu rufen, und Peter II., der im verschwiegenen Kämmerlein ein Freigeist war, aber den Serbenfürsten Miloš wegen Herausgabe der Werke des »Gottesleugners« Obradović herb tadelte, raffte sich knapp zur Errichtung einer ersten und einzigen Volksschule auf. Obwohl sich der Bildungsdrang, der all den erwachenden geschichtslosen Völkern des Balkans innewohnt, auch bei den Serben Montenegros in immer wiederholter Gründung von Privatschulen zeigte, zählte das Land 1871 erst dreißig öffentliche Unterrichtsanstalten, deren Kosten zudem aus den Einkünften der Klöster bestritten wurden; zur Zeit der Umwandlung des Fürstentums in ein Königreich ward erst in etwas mehr als hundert staatlichen Volksschulen von sehr fadenscheinig vorge-

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

bildeten Lehrkräften den Kindern ein patriotisch-religiöser Brei angerührt, während Serbien sein Bildungswesen mit einem für manche westeuropäischen Länder beschämenden Eifer förderte und sogar natürliche Schöpfungsgeschichte seiner Volksjugend nicht vorenthielt. Das Gymnasium in Cetinje war eine Errungenschaft der jüngsten Zeit, die ersten Reifeprüfungen fanden 1910 statt, und von den jungen Montenegrinern, die sich auf fremden Hochschulen umtaten, kehrten die wenigsten in ihr Vaterland zurück, sei es, daß sie draußen bessere und würdigere Stellungen fanden, sei es, daß sie freieren Geistes einen Hauch verspürt hatten und die heimische Stickluft nicht mehr zu atmen vermochten.

In Serbien unterhielt der Staat drei landwirtschaftliche Fachschulen und unterstützte die landwirtschaftliche Gesellschaft, die seit 1869 durch eine Zeitung und Flugschriften, durch Vorträge und Ausstellungen, durch Verteilung von Zuchttieren und Sämereien und schließlich durch ihre Musterbetriebe auf die Hebung des Bauernstandes tatkräftig einwirkte. In Montenegro hatte der Zorn des Fürsten einer von dem Minister Vrbica gegründeten wirtschaftlichen Gesellschaft den Hals umgedreht, weil sie sich erkühnte, in Gestalt der Vereinsbeiträge dem Volk »Abgaben« aufzuerlegen und damit sein Hoheitsrecht antastete, die beiden 1874 und 1894 gegründeten Ackerbauschulen schlossen mangels ausreichender staatlicher Hilfe sehr bald ihre Pforten, und die in den allerletzten Jahren entstehenden landwirtschaftlichen Genossenschaften kamen,

vom Staat gleichfalls unbeachtet und nicht gefördert, auf keinen grünen Zweig. Diese absichtliche Teilnahmslosigkeit der Regierung trug neben dem Tiefstand der allgemeinen Bildung die Hauptschuld an dem zerlumpten Elend der Masse. Allerdings erlaubte die stete Unsicherheit während der Türkenkämpfe, die die Bewohner auf der Stufe halbnomadischen Hirtenlebens festbannten, ebensowenig eine ruhige und richtige Entwicklung wie die natürliche Kargheit eines Landes, in dem die Verwüstung der Wälder durch Brand, Raubbau und Ziegenweide allzu oft Trockenheit und Dürre hervorrief; kennzeichnend genug mußte der 1863 mit den Türken abgeschlossene Frieden den Montenegrinern freistellen, außerhalb ihrer Grenze zu Ackerbauzwecken Grund und Boden zu pachten. Aber seit dem Gebietszuwachs von 1878 bestand Montenegro nicht mehr nur aus dem unfruchtbaren schwarzen Karst, der, einer buckligen und rissigen Elefantenhaut gleichend, dem fremden Besucher zuerst in die Augen fällt und dem Lande den Namen gegegeben hat. Zu den Bergtriften mit ihrem spärlichen Wuchs an Weidegras kamen Stücke, in denen nach Bodenbeschaffenheit und Witterung Ölbaum, Weinstock und Maisstaude trefflich zu gedeihen vermochten; von der Fruchtbarkeit einer dieser Ebenen kündete das Volkslied: Sieben Felder um Nikšić, jedes Feld zu dreihundert Gütern!, die Rebe der Crmnica begeisterte selbst den Sänger auf dem Thron zu lobenden Versen, und das Öl von Dulcigno genoß zur Türkenzeit eines besonderen Rufes

weit und breit. Dazu gestatteten Ruhe und Sicherheit des neuerrungenen Friedenszustandes, erzwangen gesteigerte Bedürfnisse und erhöhte Steuern den raschen Übergang von der Viehzucht zum Ackerbau.

Aber da sich der Selbstherrscher nicht nur die fettesteu Weiden, die besten Felder, die fruchtbarsten Weingärten, die ertragreichsten Wälder aneignete, sondern auch das Volk ohne Anleitung und Unterstützung sich selbst überließ, gelangte der Ackerbau über die allerniedrigste Stufe nicht hinaus; Fruchtwechselwirtschaft und Kunstdüngung kamen garnicht auf, und nur mit der *Ralica*, dem kleinen Holzpflug, wurde der Boden notdürftig geritzt. Wie in der öffentlichen Gesundheitspflege nichts getan wurde, um dem sehr verbreiteten Sumpffieber beizukommen, so geschah nichts, um der Trockenheit durch künstliche Bewässerung abzuhelfen oder den zerstörenden Überschwemmungen des Skutarisees zu wehren; eine Abteilung für Ackerbau und Handel wurde im Ministerium des Innern erst 1902 eingerichtet, ein Ministerium für Landwirtschaft bestand auch bei Ausbruch des Weltkrieges noch nicht! Obwohl der Bauer vielfach notgedrungen von anderem Fruchtbau zur Maiserzeugung überging, nur um ein bißchen Mehl und Brot zum eigenen Verbrauch zu erhalten, deckte in keinem Jahre der Ernteertrag nur halbwegs den Bedarf, und da das Joch des ausgelaugten Bodens bald nur mehr zweieinhalb bis drei statt vier bis fünf Zentner Korn jährlich hergab, mußten in steigendem Maße Mais und Weizen eingeführt

werden. Mit dem Verfall des Ackerbaus hielt die Abnahme des Ochsen-, Schweine- und Schafbestandes gleichen Schritt und machte Einfuhr von Butter und Käse aus Italien und selbst Albanien notwendig. Nicht minder hemmte der Mangel an Verkehrsmitteln jeglichen wirtschaftlichen Aufschwung. Eine einzige vierundvierzig Kilometer lange Eisenbahn verband den Adriahafen Antivari mit dem Skutariseehafen Virpazar; die 1900 eingeführte, in Geld ablösbare Wegebaufron diente nur zur Anlegung einiger weniger Straßen, nicht nach den wirtschaftlichen Bedürfnissen der Bevölkerung, sondern nach den persönlichen Wünschen des Despoten und zu dem törichten Zweck, Cetinje statt des natürlichen Zentrums Podgorica zum ökonomischen Mittelpunkt des Landes zu machen; auch nach dem Erwerb der fruchtbaren Metohija 1913 kam wegen des Mangels an Verbindungen das Getreide auf dem Seeweg von Triest immer noch billiger nach Podgorica als zu Lande von Ipek oder Djakova!

Noch unter der türkischen Oberhoheit verwendete Serbien dank seiner 1815 errungenen finanziellen Selbstverwaltung die Überschüsse der Staatseinkünfte zu Darlehn an seine Bauern und arbeitete später durch Gründung einer staatlichen Hypothekenbank und Förderung der ländlichen Kreditgenossenschaften in gleicher Richtung. In Montenegro entstanden Darlehnsbanken erst im zwanzigsten Jahrhundert, eine staatliche Hypothekenbank 1911, aber weder diese noch jene waren bestimmt oder geeignet, dem Landmann Geld zu günstigen Bedingungen

zu verschaffen; die staatliche Geldanstalt hatte 1912 nicht einmal die Mittel, auch nur jeden achten Darlehnssucher zu befriedigen. Mit Notwendigkeit fiel unter solchen Umständen der Bauer schamlosem Wucher anheim, der in Form der *Vadjevina*, des Vorschusses auf die nächste Ernte, an Zinsen zweihundert Prozent und mehr aus seinen Opfern herausholte und eine Krebspest des Landes bildete. Die Grundsteuer, die im Durchschnitt achtmal so hoch war als in dem wohlhabenden Serbien, gab dem unter seiner Last Zusammenbrechenden den Rest, denn da dank der Vereinigung der Steuer- und Polizeibehörde in der Hand des Amtshauptmanns den säumigen Zahlern Daumschrauben aller Art angelegt werden konnten und kein Gesetz wie in Serbien dem Schuldner Haus, Arbeitsgerät, zweieinhalb Hektar Land und ein paar Stück Groß- und Kleinvieh vor der Zwangsversteigerung bewahrte, stieg mit jedem Jahr der unfreiwillige Verkauf der bäuerlichen Anwesen; in ihrer Verzweiflung ließen die Ausgeplünderten den Pflug stehen, den Acker brach liegen und sahen sich anderwärts nach ihrem täglichen Brot um. Nach einem Wachstum der Anbaufläche von 1880 bis 1890 trat schon in dem nächsten Jahrzehnt ein Stillstand ein, und seit 1900 begann wegen des Abflusses der Arbeitskräfte eine stete Verminderung; zweihundertvierzigtausend Joch bearkerten Bodens in den achtziger Jahren waren ein Menschenalter später auf hundertsiebzigtausend Joch zusammengeschrumpft! Aber andere Arbeitsgelegenheit bot sich nicht in dem Lande mit der erschreckend passiven Handelsbilanz,

das zwischen 1905 und 1910 einer Einfuhr von siebenunddreißigeinhalb Millionen Perper nur zwölf Millionen Ausfuhr gegenüber zu stellen hatte, das jede gewerbliche Unternehmungslust durch die Furcht vor der Willkür des Despotismus gelähmt sah, das weder den Fischüberfluß des Skutarisees noch den Holzreichtum seiner Wälder noch die Erzschätze seines Bodens irgendwie zweckentsprechend ausnutzte, das nicht einmal die Ansätze zu einer Industrie aufwies und nur ein verkrüppeltes, meist von verstädterten Albanern ausgeübtes Handwerk kannte. So wanderten die von ihrer Scholle Losgerissenen, den wirtschaftlichen und politischen Druck der Heimat fliehend, nach Serbien, Griechenland und der Türkei und strömten schließlich immer häufiger nach den Vereinigten Staaten, wo sie als ungelernte Arbeiter in Bergwerk oder Fabrik ein kümmerliches Unterkommen fanden; lebten 1909 erst rund zweitausend Crnagorcen im Ausland, meist im osmanischen Reich, so zählte das Jahr 1912 in Türkei, Bulgarien und Rumänien je zwölfhundert, aber in Südamerika viertausend und in Nordamerika einundzwanzigtausend Montenegriner. Derart erzeugte Montenegro aus seinem Schoß ein Proletariat, ehe es eine Industrie hatte, und deckte die klaffende Lücke in der Warenausfuhr durch Ausfuhr von Menschen, da die Zurückbleibenden sich zum großen Teil von den heimgesandten Ersparnissen der Auswanderer nährten.

Die Auswanderung war eine ebenso lautlose wie folgenreiche soziale Revolution in aller Form, aber ein Vierteljahrhundert lang blieb

sie auch die einzige Auflehnung gegen unerträgliche Zustände, denn kein politisches Lüftchen regte sich in diesem von der weltgeschichtlichen Entwicklung künstlich und kunstvoll abgesperrten Winkel. Die Volksmasse war stumpf und dumpf, die beiden einzigen Zeitungen, ein amtliches und ein halbamtliches Blatt, schwangen das Weihrauchfaß vor dem Kronenträger, und wer die Stimme hätte erheben können, dem wurde mit einer Handvoll Gold oder Erde rasch der Mund gestopft. Die Mühen des vom Geist der alten Stammesdemokratie beseelten Marko Miljanov um mehr Freiheit für das Volk trugen ihm lediglich den tödlichen Haß des Fürsten bis übers Grab hinaus ein, etliche österreichische Südslawen wie der einstige *Omladina*anhänger Kostić und der große realistische Dichter Matavulj wirkten, jener als Redakteur des »*Glas Crnagorca*«, dieser als Erzieher des Kronprinzen, nur flüchtig und weniger politisch denn kulturell-literarisch als Hechte im Karpfenteich, und den Lehrer Bacović wußte wegen seiner Streitschrift »Montenegro am Ende des neunzehnten Jahrhunderts« der lange Arm des Selbstherrschers sogar in Serbien mit einem Mörderstahl zu treffen. Daß in dieser Zeit ein bürgerliches Gesetzbuch in Kraft trat, war schon eine gewaltige und erstaunliche Neuerung,

Der Gott des weltgeschichtlichen Treppenwitzes fügte es, daß ausgerechnet aus dem autokratischen Rußland der Anstoß zum ersten Eingriff in das autokratische System Montenegros kam. Da es den Petersburgern Draht-

ziehern letzten Endes doch zu bunt wurde, daß ein König Lustick ihr gutes Geld, statt es für Heereszwecke auszugeben, zum allerhöchsten eigenen Vergnügen verschleuderte, erzwang 1901 das Drohwort: Einstellung der Zahlungen! die Errichtung einer Staatskontrolle und die Aufstellung eines Staatsbudgets. Hatte dieses Budget, nicht öffentlich und sehr obenhin, auch keineswegs die revolutionäre Wirkung von Calonnes *Compte rendu*, so begannen sich von jetzt ab doch die jüngeren und helleren Köpfe mit der trostlos liederlichen Staatswirtschaft zu beschäftigen. In den ersten Jahren des zwanzigsten Jahrhunderts warf überdies die politische und soziale Gärung im Südslawentum allenthalben Blasen auf: in Agram verbrüderten sich Kroaten und Serben, in Belgrad brach der gewaltsame Thronwechsel dem Sinn demokratischer Erneuerung Bahn, in Sofia heischte der akademische Nachwuchs eine Annäherung an Serbien, und durch die Aufstände in Makedonien rüttelte auch die südslawische Raja der Türkei an ihren Ketten. Dieser Sturmwind einer neuen Zeit riß nicht zuletzt die in Belgrad, Agram und Wien stüdierende montenegrinische Jugend mit, und da ihre verwegensten Mitglieder ins Vaterland heimkehrten, fanden sie mit ihren Anschauungen Widerhall bei denen ihrer Landsleute, die, in der Fremde scharwerkend, zwar nicht den Gedankengehalt der modernen Arbeiterbewegung aufgefaßt, aber immerhin die Welt aus anderen Augen anzuschauen gelernt hatten. Doch es bedurfte erst des Donnergepolters, mit dem in

Rußland unter den Schlägen der Revolution die Selbstherrschaft zusammenbrach, um auch den Despoten in Cetinje zur Einschränkung seiner unbegrenzten Macht zu bewegen. Freilich war die Verfassung vom Dezember 1905 ein hinterlistiges und zweideutiges Geschenk, denn da sie die Abgeordneten, außer den vierzehn an bestimmte Ämter gebundenen oder vom Herrscher besetzten Mandaten, nach dem gleichen Wahlrecht wählen ließ, über die Art der Stimmabgabe sich jedoch ausschwieg, so ordnete das Ministerium — mit Rücksicht auf die Tapferkeit der Montenegriner! — das öffentliche Wahlverfahren an, lieferte so die Wähler dem schonungslosen Terror der politischen Behörden aus und erlaubte der Regierung eine Zusammensetzung der Skupština ganz nach Wunsch. Indem das Parlament kein Budgetrecht besaß, ward es vollends zum Messer ohne Klinge, dem das Heft fehlte, und der Fürst, der letzten Endes die oberste richterliche, gesetzgeberische und ausführende Gewalt behielt, konnte durch rechtskräftige Verfügungen über die Volksvertretung hinweg wie seit je schalten und walten.

Wegen der fehlenden öffentlichen Schulung des Volkes vollzogen sich die Wahlen wie in allen politisch zurückgebliebenen Ländern nach Persönlichkeiten und nicht nach Programmen, und auch in der Skupština kam es zu keiner scharfen Scheidung in ausgesprochene Parteien. Zwar haderten die Nutznießer des alten Regimes im Parlament heftig mit den Anhängern fortschrittlicherer Anschauung, aber diese,

schwankend, ängstlich, der Erfahrung bar, ohne eine entwickelte und selbstbewußte Gesellschaftsklasse im Rücken, die sie vorangetrieben hätte, wagten es nicht, feste Schanzen gegen den Despotismus aufzuwerfen, sondern tappten und tasteten unsicher hin und her. Ja, als endlich eine Volkspartei mit demokratischen Zielen in der Bildung war, wurde sie so sehr vom beschränkten Untertanenverstand gegängelt, daß sie ihre Leitsätze ehrerbietigst dem Fürsten zur Prüfung und Billigung vorlegte, und dem Vielgewandten kostete es auch nur wenig, ein Dutzend Abgeordneter zur Verschiebung des Stimmenverhältnisses von der einen Seite der Volksvertretung auf die andere hinüber zu sprengen. Die aus der fortschrittlichen Kammermehrheit hervorgegangenen Ministerien Radulović und Radović mühten sich zwar redlich um einen neuen Kurs in der äußeren und inneren Politik und brachten einige Gesetze über den öffentlichen Unterricht, über das Vereins- und Versammlungsrecht und über die Gliederung der Landesverwaltung unter Dach und Fach, aber auf die Dauer waren sie den Kniffen und Pfiffen, Nücken und Tücken des Despoten nicht gewachsen.

Einen Vorgeschmack seines Begriffs von verfassungsmäßigem Regiment bekam die Öffentlichkeit, als noch vor Zusammentritt der Skupština das Ministerium Mijušković dem neuen Blatt »*Rijeć*« wegen freimütiger Kritik der Regierung eine Hochverratsanklage an den Hals hängte, ohne allerdings damit durchzudringen.

Darum dachte Nikola seine Rache kalt zu genießen und wartete ab, bis er 1907 mit Entlassung des Ministeriums Radović und etwas später mit Auflösung der Kammer das Zeichen zur Entfesselung eines weißen Schreckens gab, wie er seit den bluttriefenden Tagen Peters und Danilos nicht mehr erhört war. Nachdem eine unter dem Trommelschlag der *Kapetani* zusammengebrachte Kammer dunkler Ehrenmänner Hals über Kopf ein Ausnahmegesetz gegen »anarchistische Vergehen« beschlossen hatte, stürzte sich die Meute des Tyrannen mit Halli und Hallo auf alle, die fortschrittlicher Neigungen verdächtig und mißliebig waren, zerstörte dem freien Wort die Druckereien, zündete seinen Hütern die Häuser an und riß ihr Vermögen an sich; eigens eingesetzte Kriegsgerichte verurteilten auf Befehl blind darauf los, Todes- und Zuchthausstrafen hagelten, mit dem gewesenen Ministerpräsidenten Radović füllten die besten Männer des Landes die Kerker oder irrten als Flüchtlinge jenseits der Grenzen; wenn der Blutrausch abflauen zu wollen schien, setzte die Polizei eine Hochverratsposse oder Attentatskomödie in Szene, um neue Opfer zur Strecke zu bringen. Da die Bauernmasse die überkommene Zucht noch zu fest in den Knochen hatte, um mehr zu tun als die Faust in der Tasche zu ballen, sank nach dem kurzen konstitutionellen Schattenspiel Montenegro wieder in den Schlamm despotischer Unterdrückung und Ausbeutung zurück.

Wenn in dem Budget für 1914 ein Fünftel der Ausgaben auf höfische und polizeiliche

Zwecke, aber nur ein Fünfundzwanzigstel auf die Volksbildung und gar nur ein Fünfzigstel auf die Hebung des Ackerbaus entfielen, so gab ebenso die Heeresverfassung ein beredtes Spiegelbild der allgemeinen Zerrüttung und Verrottung. Zwar besaß das Land seit 1896 ein kleines stehendes Heer als Rahmen für die Milizen, aber von den dreihundertvierzig Berufsoffizieren hatten knapp zehn eine richtige Fachschulung hinter sich, im Kriegsministerium gab es, was es nirgends auf der Welt gab, eine besondere Nachrichtenabteilung für innere Angelegenheiten, aber nur einen einzigen Generalstabsoffizier, und da in dem Paradies der Mißwirtschaft und Verschleuderung sich vor allem die Heeresverwaltung an diesen Lastern mästete, rückten die Crnagorcen als urwüchsige Miliz ohne eine den neueren Bedürfnissen angepaßte Ausrüstung in die beiden Balkankriege wie in den Weltkrieg; sie kämpften tapfer, aber wie eine montenegrinische Darstellung sagt, »hungrig, nackt und barfuß« und ohne geschulte Offiziere, und bei der Belagerung von Skutari 1913 zog ihrer ein erklecklicher Teil eigenmächtig und seelenruhig ab, um zu Hause nach dem Rechten zu sehen.

IV

Daß die erste Adresse der ersten Skupština im Jahre 1906 eine im Einverständnis mit dem stammverwandten Königreich betriebene serbische Politik verlangte, war für Nikola nicht der letzte Grund, bald danach die Ver-

fassungsurkunde als wertlosen Fetzen Papier zu behandeln, denn als Folge einer Annäherung an das so demokratisch gestimmte serbische Volk sah er nicht nur eine unerwünschte Stärkung der fortschrittlichen Strömungen im eigenen Lande, sondern auch eine ernste Gefährdung seiner Krone durch die wachsende Einigungssehnsucht des gesamten Serbentums voraus. Immerhin blieb ihm der Trost, daß sich beide Staaten nirgends unmittelbar berührten, aber während er vor dem Berliner Kongreß seinen Petersburger Schutzherrn hatte anflehen können, eine gemeinsame Grenze zwischen Montenegro und Serbien um jeden Preis zu hindern, fiel durch den Verzicht Österreich-Ungarns auf den Sandžak 1908 und durch die Vertreibung der Türken vom Balkan 1912 die letzte Schranke: Montenegro gewann nicht allein sechstausend Quadratkilometer Land und hundertdreißigtausend Einwohner, sondern stieß auch fortan auf einer langen Strecke an die neuen serbischen Gebietsstriche.

In der Volksvertretung zu Cetinje selbst erhob sich jetzt mit Macht der Wunsch nach einem näheren Anschluß an den Nachbar- und Schwesterstaat, und folgerichtig ging man ans Werk zwar nicht einer nationalen Verschmelzung, wohl aber einer engen ökonomischen, finanziellen, diplomatischen und militärischen Verbindung. Ob Österreich-Ungarn wieder Hindernisse in den Weg legte, ob Nikola abermals Schwierigkeiten machte, ob beides oder keines zutraf, jedenfalls kamen die Verhandlungen so stockend in Fluß und so langsam

vom Fleck, daß inzwischen der Weltkrieg losbrach. Die schwere Erschütterung des europäischen Bodens war der ruhigen Fortsetzung des begonnenen Unternehmens um so weniger günstig, als die montenegrinische Kammer mundtot blieb. Aber damit dem Einigungsdrang hüben und drüben durch allzuenge Kampfgemeinschaft nicht neue Nahrung zugeführt werde, wußte der König, dessen Verhältnis zu dem südslawischen Bundes- und Blutsbruder so kühl und mißtrauisch blieb wie in den beiden Balkankriegen, zu verhüten, daß das montenegrinische Aufgebot serbischem Oberbefehl unterstellt wurde, und verstand es im entscheidenden Augenblick, entgegen dem Wunsch der inzwischen zusammengetretenen Kammer, das Schicksal seines Landes von dem Serbiens zu trennen. Als die serbische Heeresmacht unter den Streichen eines überlegenen Gegners zusammenbrach, gab er noch in einem kraftstoffeligen und ruhmredigen Aufruf die Losung aus: Lieber Tod als Sklaverei! Lieber Untergang als Übergabe!, aber, die Flagge streichend, wandte er sich kurz darauf mit einem Friedensangebot an den Kaiser Franz Josef und die Wiener Regierung. Ob ihm nachträglich die Bedingungen der Waffenstreckung zu hart dünkten, ob ihn plötzlich Angst vor der Rache des bös enttäuschten und hart geprüften Volkes würgte, ob ihn die Bundesgenossen in letzter Minute an die Kandare nahmen, überstürzt ließ er, ehe noch die Waffenstillstandsverhandlungen recht im Gange waren, Heer und Volk und Land im Stich und begab sich mit einigen

Schildknappen zu Schiff nach Italien und von dort nach Frankreich.

Aber die Gespenster der Vergangenheit folgten ihm. In dem neuen Hoflager Neuilly machte sich Andreas Radovič, den Nikola einst fünf Jahre im Verließ von Podgorica eingetürmt gehalten hatte und den er jetzt zur Hebung des arg mitgenommenen königlichen Ansehens an die Spitze des Ministeriums berief, zum Dolmetsch des jungen Montenegro, das die Einigung des Serbentums nicht auf die lange Bank geschoben wissen wollte. Da all seine Mühen, den König im Exil zur Abdankung zugunsten seines Enkels, des serbischen Kronprinzen, zu bewegen, nur auf ärgerliche Abweisungen und dürftige Vertröstungen stießen, trat er zurück. Doch mit der Genugtuung, auch das folgende Kabinett Matanović an dem Widerstreit zwischen nationalen Bedürfnissen und dynastischer Eigensucht scheitern zu sehen, fand sich Radović nicht ab, sondern da inzwischen die russische Revolution der demokratischen Idee in allen Ländern Schwingen gab und von Petersburg aus die Losung des Selbstbestimmungsrechts der Völker wie Glokkengeläut über die blutgetränkten Blachfelder Europas drang, pflanzte er in der serbischen Emigration zu Genf den Gedanken der Verschmelzung Serbiens und Montenegros unter Ausschaltung der Petrović als Fahne auf. Während diesseits und jenseits der Fronten die südslawische Frage immer ungestümer und dräuender ihre Lösung heischte, begannen sein »Ausschuß für nationale Einigung« und sein

Blatt »*Ujedinjenje*« leidenschaftlichen und unablässigen Kampf für das Volk in Montenegro gegen die montenegrinische Dynastie. Stimmte die Darstellung Radovićs und seiner Anhänger, so hatte, um seine Krone heil aus dem Weltendurcheinander herauszubringen, Nikola auch in diesem Krieg wie stets und immerdar auf beiden Achseln getragen. Danach knüpfte er schon im Frühjahr 1915 mit dem Wiener Hof Fädchen und Fäden an, ließ durch den Prinzen Peter mit dem früheren österreichisch-ungarischen Militärattaché in Cetinje und durch einen Vertrauensmann in der Schweiz mit der deutschen Regierung um einen Sonderfrieden hin- und hermarkten, gab schließlich in der Stunde der Entscheidung ohne Not und mit Absicht den Lovčen preis und lieferte nach dem Friedensangebot durch eilige Flucht und verräterische Weisung das montenegrinische Heer dem Feinde aus, obwohl es sich so gut wie die serbischen Truppen nach Durazzo durchschlagen und dort einschiffen konnte.

Da die Hilfsgelder des Vielverbandes dem gekrönten Flüchtling erlaubten, auch fern der Heimat Leute um sich zu scharen, die aus seinen Schüsseln schleckten, fand er rasch feile Federn, die ihn als großen König, erhabene Persönlichkeit und wahren Vater seines Volkes feierten und die Tätigkeit des Genfer Komitees als niederträchtige Angriffe auf die Souveränität Montenegros und als bezahlte Arbeit im Dienst Österreichs verdächtigten. Aber aller Lärm vermochte nicht den Eindruck zu verwischen, daß Nikolas einziges Kriegsziel

die Erhaltung von Thron und Krone war und daß die Vorstellung von dem Aufgehn Montenegros in einem größeren Ganzen seinen Tagen die Ruhe und seinen Nächten den Schlaf raubte. Vor allem warf ihn die Erklärung von Korfu in heiße Strudel des Grimms, in der Pašić und Trumbić als »berechtigte Vertreter der Serben, Kroaten und Slowenen« die Grundrisse des künftigen Südslawenreichs unter den Karadjordjević sich zu entwerfen erkühnten, ohne den Nikola auch nur zu fragen und ohne der Petrović auch nur zu gedenken. Umgekehrt empörte die südslawischen Nationalisten des Königs fortgesetzte Liebäugelei mit Italien, denn nicht nur weckten am römischen Hof Verwandtschaftsgefühle Verständnis für die dynastischen Schmerzen Nikolas, sondern weit mehr noch streichelte der italienische Imperialismus den Gedanken eines gesonderten Großmontenegro durch Angliederung von Teilen Dalmatiens, Albaniens und der Hercegovina, weil er von der Vereinigung der beiden serbischen Staaten eine Gefahr für seine dreisten Ansprüche auf das rechte Adriaufer befürchtete.

Aber wie es um den Kern des Gezänks stehen mag, und ob die Rolle Nikolas im Weltkrieg zweideutig oder eindeutig war, hundert sachliche Gründe fallen für die Verschmelzung Montenegros mit Serbien in die Wagschale. Wenn an sich schon die Bezeichnung der verschiedenen Südslawenstämme als Serben, Bosniaken, Hercegovcen, Kroaten, Slavonier, Dalmatiner und Slovenen genau so der politischen Irreführung dient, als spräche man statt von

Deutschen stets von Schwaben, Franken, Hessen, Friesen, Sachsen und Märkern, so ist es vollends Torheit, von Serben und Montenegrinern wie von nahverwandten, aber doch verschiedenen Völkern zu reden. Serbien und Montenegro sind nur von einem, eben dem serbischen Volk besiedelt, und die Bewohner beider Staaten sind auch nicht wie Kroaten und Serben durch Glauben, Schrift und geschichtliche Überlieferung getrennt. Wenn Nikola eigensinnig auf die nationale Individualität der Montenegriner pocht und für seine Sache gleichfalls das Selbstbestimmungsrecht der kleinen Völker ins Gefecht führt, so hat er ebenso viel festen Boden unter den Füßen wie der Fürst von Waldeck, wenn er die Bewohner des Teutoburger Waldes für eine nur weitläufig mit den Deutschen versippte besondere nationale Individualität erklären wollte.

Aber wuchtiger noch als die ideellen schlagen die materiellen Gründe für die montenegrinisch-serbische Einigung durch. Nie nämlich war der staatliche Zwergbetrieb Montenegro durch sich selbst lebensfähig; die Kraft zu wirtschaftlicher Knochenbildung aus eigenem besaß er nicht; ohne die fremde Unterstützung, die Anleihen aus Österreich, die Hilfsgelder aus Rußland, die Löhne aus Amerika hätte er vor Jahr und Tag schon seinen kläglichen Bankrott anmelden müssen. In der Zeitspanne, die aus Rußland über hundert Millionen Perper nach Montenegro scheffelte, brachte das Land aus sich heraus knappe sechsunddreißig Millionen auf, und wenn das Staatsbudget sich seit 1903

verdoppelte, und sich die Zolleinnahmen seit 1904 — bei stillstehender wirtschaftlicher Entwicklung! — vervierfachten und auf ein Drittel der gesamten Staatseinkünfte anschwollen, so war das ein Zeichen nicht für steigenden Wohlstand des Landes, sondern im Gegenteil für unerbittlichere Ausquetschung seiner Bewohner. Wirklich zog der Staat die Schrauben immer fester an, um aus der armen Bevölkerung herauszuholen, was kaum noch herauszuholen war; längst gedieh die Auspressung durch Steuern, Taxen, Zölle und Monopole weit über das Maß des noch Erträglichen hinaus, und dennoch war das Budget für 1914 auf rund zwölf Millionen Ausgaben und nur acht Millionen Einnahmen eingestellt. Mit jedem Jahr mußte sich dieses Verhältnis verschlechtern und die Staatswirtschaft immer schneller auf der schiefen Ebene abwärts rollen, denn da die Anbaufläche sich nicht vermehrte, und die Bauernschaft, proletarisiert, abwanderte, lieferte die Grundsteuer als Hauptquelle der Staatseinkünfte stets geringeren Ertrag; da Handwerk und Handel im Zustand der Verkümmerung blieben und sich zu einem Großgewerbe nicht einmal Ansätze zeigten, waren die anderen Steuermöglichkeiten sehr beschränkt; da die Menschenausfuhr auf die Dauer nicht in dem Grade wie zwischen 1900 und 1910 steigen konnte, flossen die heimgeschickten Lohnsummen immer spärlicher; da auch die fremden Hilfsgelder höchstens noch sickerten, statt strömten, zerrüttete sich der Staatshaushalt täglich mehr, und diese Zerrüttung entzog

wieder künftigen Anleihen die notwendige Basis. Einen Ausweg aus dieser verzweifelten Lage gab es nicht und lediglich der äußere Zusammenbruch Montenegros im Weltkrieg bewahrte es vor dem weit schimpflicheren inneren Zusammenbruch.

Aber wenn das Land nicht fähig war, sich im Frieden aus eigener Kraft zu erhalten, so ist es tausendmal weniger fähig, sich nach dem Krieg aus einem Trümmerhaufen aufzubauen, mag auch der montenegrinische Staatskalender für 1918 in phantastischen Milchmädchenrechnungen allein den Ernteertrag der Striche, die durch Trockenlegung dem Skutarisee abzugewinnen sind, auf zwei Dutzend Millionen Perper anschlagen. Schon die entwikkelten und fortgeschrittenen Großmächte wird nach diesen Jahren der Verwüstung und Verarmung die bittere Not zausen, bis sie sich nur aus dem Gröbsten herausgearbeitet haben; ein Staatsknirps wie Montenegro vermag, auf sich selbst gestellt, nicht einmal die ersten Schritte in die neue Zeit zu tun, geschweige, daß er auch nur eine der kulturellen Aufgaben erfüllen könnte, die im zwanzigsten Jahrhundert die Bürger mit Recht von der staatlichen Gemeinschaft erwarten. Schon im Frieden hätten nur die notwendigsten Arbeiten, die Bildung des Volkes, die Entschuldung der Bauernschaft, die Hebung des Ackerbaus, die Förderung der Gewerbe, die Anlegung von Verkehrswegen, die Errichtung eines Gesundheitsdienstes Summen erfordert, die auch eine demokratische, vom Despotismus befreite Crna-

gora aufzubringen nicht imstande war. Wird gar nach dem Kriege die Einbildung eines selbständigen montenegrinischen Staates aufrecht erhalten, so sind Land und Bewohner blutigstem Elend und tiefstem Verfall, schmählichster Knechtschaft und ärgster Barbarei rettungslos ausgeliefert, und die Dynastie fristet ihr Dasein als Kostgänger irgendeines Imperialismus weiter und bietet zu jeder fremden Wühltätigkeit auf dem Balkan willig die Hand.

Wie darum die Verschmelzung Montenegros mit Serbien eine europäische Forderung ist, so hat der in den Schwarzen Bergen sitzende Teil des serbischen Volkes nur im Rahmen eines größeren, des serbischen Staates Lebensmöglichkeiten und Zukunftsaussichten. »Montenegro«, meint ein so guter Kenner der Balkandinge wie Rizov, bis zu seinem Tode in diesem Jahre bulgarischer Gesandter in Berlin, »muß mit Serbien vereinigt werden: weil es ein rein serbisches Land ist, weil das ganze montenegrinische Volk diese Vereinigung mit Serbien heiß wünscht, weil es Montenegro an den für einen modernen unabhängigen Staat notwendigen Bedingungen fehlt, und weil die Montenegriner seit einigen Jahren einen solchen organischen Haß gegen die Dynastie empfinden, daß sie, wenn ihre Vereinigung mit Serbien nicht erfolgt, sogar Österreich einem unabhängigen Montenegro unter der Dynastie des Königs Nikita vorziehen würden.«

In der Tat ist die Vereinigung Montenegros mit Serbien der erste, allerdings nur der erste Schritt zur Lösung der südslawischen Frage.

DER ALBANISCHE KNOTEN

Seit ein kleiner deutscher Prinz einen kurzen Sommernachtstraum auf dem Thron Albaniens gesessen hat, zerbrechen sich bei uns Leute über die Zukunft des Landes den Kopf, die noch vor kurzem gesonnen waren, Durazzo weit eher für einen Käse oder einen Räuberhauptmann als für eine Stadt zu halten. Imperialistische Schwärmer sprechen Albanien als die gegebene Kolonie Mitteleuropas an, schätzen es schmunzelnd als »erstklassiges Absatzgebiet« und »hervorragendes Gewinnobjekt« ein und sehen schon verklärten Blicks wogende Kornfelder, fruchtbare Obstgärten, liebliche Weinberge, große Olivenwälder und ausgedehnte Tabakpflanzungen dort, wo heute öder Karst und sumpfiges Fieberland ist. Aber damit nicht genug, möchten sie ihrem nackten Aneignungsdrang ausgerechnet das Selbstbestimmungsrecht der kleinen Völker als Mäntelchen umhängen und reden keck und kühn von der unentwegten Treue des albanischen Volks zu »seinem legalen Fürsten« und den Rechtsansprüchen dieses »legalen Fürsten« auf »sein«

Land. Ganz alldeutsche Gemüter führen gar gegen die »verschlossenen, hinterlistigen und trägen Serben« eben dieselben Arnauten als Bundesgenossen wegen ihres »geradezu altgermanischen« Wesens ins Treffen, über deren Tücke und Treulosigkeit unsere Türkenfreunde vor wenigen Jahren noch während der albanischen Aufstände des Scheltens kein Ende wußten.

In Wahrheit entscheidet natürlich nicht das polizeiliche Leumundszeugnis über die Eignung einer Nation zur Staatsbildung oder Bundesgenossenschaft, und daß nicht der Nationalcharakter die Geschichte, sondern umgekehrt die Geschichte den Nationalcharakter eines Volkes bestimmt, gilt auch für die Albaner, deren Sonderheit es im übrigen ist, keinen Nationalcharakter zu besitzen: nie bildeten sie eine geschlossene Gesamtheit, nie lebten sie ihre eigene Geschichte, nie gaben sie in Schrift- oder Kunstwerken ein beredtes Abbild ihrer selbst.

I

Als Louis-Jaray vor wenigen Jahren eine Reise über Ipek und Prizren durch die Miridita schilderte, nannte er sein Buch »*L' Albanie inconnue*«. In der Tat gehört Albanien noch immer nur äußerlich, rein geographisch zu unserm Erdteil und gilt wegen seiner Unerforschtheit als das europäische Tibet; heute noch heißt der Albaner selbst die Länder jenseits seiner Berge kurzweg Europa, als spräche er

von einem fremden Kontinent. Ehe die Serben im Herbst 1912 durch die nordalbanischen Alpen zur Adria vorstießen, hatte selten der Fuß eines »Europäers« die inneren Gebiete betreten, und wenn sich schon einmal ein Forscher hierher wagte, tat er es wohl, wie bei dem verwegenen Besuch des fanatischen Mekka durch einen Christen, als Eingeborener verkleidet. Über die Zahl der Albaner schwanken die phantastischsten Angaben zwischen achtmalhunderttausend und drei Millionen ständig hin und her; die Quelle des Valbona, des größten Nebenflusses des Drin, war noch vor wenigen Jahren unbekannter als der Ursprung des Zambesi, und nach wie vor zeigt die Landkarte Albaniens nicht wenige weiße Flecken.

Auch seine Geschichte ist an solchen weißen Flecken reich; für lange Zeitspannen ist das Volk, dessen Namen erst seit weniger denn einem Jahrtausend häufiger auftaucht, wie vom Flugsand überdeckt. Ob seiner Urväter Urväter Illyrer oder Thraker waren, ist über den Streit der Fachgelehrten hinaus für eine historische Betrachtung der Gegenwart um so unerheblicher, als die ewigen Wanderungen und Verschiebungen der Völker im Wandel der Menschenalter das Blut auch der Albaner gehörig durcheinander gequirlt und in ihren Adern mindestens Illyrer, Gallier, Römer, Goten, Serben, Normannen, Italiener, Griechen und Türken etwas vom Wesen der eigenen Rasse zurückgelassen haben. Schon der Altmeister der albanischen Forschung, Johann Georg v. Hahn, wollte von einem einheitlichen albanischen Schlag nichts wissen,

weil kein Land in Europa »eine gleich reiche Musterkarte menschlicher Bildungsformen« darbiete, und ebenso erklärten Reisende aus neuerer Zeit es für unmöglich, einen allgemein gültigen Albanertyp festzulegen oder nur die Nordalbaner dem Aussehen nach von den serbisch-montenegrinischen Nachbarn zu unterscheiden.

Freilich enthielt der Hauptwohnsitz der Albaner, das riesige Geflecht von Hochgebirgen, das die fruchtbaren Ebenen Alt-Serbiens und Makedoniens von der Adria absperrt, in all seiner unwegsamen Wildheit für fremde Eindringlinge wenig Verlockendes. Südslawische Stämme, die sich hier wohl im sechsten oder siebten Jahrhundert einschoben, blieben denn auf derselben Stufe der Barbarei stehen wie die Albaner selbst, zum bündigen Beweise, daß diese nicht angeborene Unfähigkeit zur Zivilisation, sondern die Ungunst der Umstände verhinderte, in der Entwicklung mit den umwohnenden Völkern gleichen Schritt zu halten: Nicht als Siedlungsland, sondern als Durchgangsland für Kriegszüge und Handelsfahrten war darum Albanien wie schon im Altertum so auch im Mittelalter wichtig, ob es nun zur römischen Provinz Prevalitana, ob zum byzantinischen Thema von Dyrrhachium, ob zur serbischen Landschaft Zeta oder Primorje gehörte. Die Wege durch das Bergland führten, von seiner natürlichen Gliederung abhängig und dem Lauf der Flüsse und Täler folgend, von West nach Ost und von Ost nach West. Von Durazzo lief schon in Römerzeiten die *Via Egnatia* über Elbassan und Ochrid nach

Monastir und von dort nach Salonik, während die gleichfalls schon von den Römern benutzte Hauptstraße Albaniens von Skutari nach Prizren zog und über das Amselfeld auf die Verbindung zwischen Bosnien und Salonik stieß und in die große Heerstraße Belgrad-Nisch-Sofia-Adrianopel-Konstantinopel mündete.

Solange das Mittelmeer seine Stellung als Verkehrszentrum der damals erschlossenen Welt behauptete und die Adria ein bedeutender Kanal für den Austausch morgenländischer und abendländischer Erzeugnisse war, drehte sich das ganze Wirtschaftsleben der Balkanhalbinsel um die Querachse Skutari-Konstantinopel. Damals herrschte in den Küstenstädten wie auf den Binnenstraßen Albaniens die geschäftige Regsamkeit, die der Kaufmann mit gefülltem Seckel und reichen Warenballen wo immer hinträgt. Über die See hin faßten die norditalienischen Stadtrepubliken festen Fuß nicht nur am Uferstreifen, denn ihre Händler schlugen gern den Landweg quer durch die Halbinsel nach Konstantinopel ein, und aus dem Innern drängten die serbischen Herrscher nach dem Gestade, um den Schwerpunkt ihres Reiches an dieses wirtschaftlich wichtige Gewässer zu verlegen. So kreuzte sich in Albanien lateinischer und südslawischer Einfluß und hinterließ bei den Bewohnern unverwischbare Spuren. Am wenigsten wurden die Bergstämme in ihren unzugänglichen Klüften behelligt; die rohen und bedürfnislosen Hirten bewahrten bei den Völkern ringsum untergegangene Gesellschaftsverhältnisse in ihrer ganzen Wald-

ursprünglichkeit. Wo aber der bessere Boden der Küsten- oder Flußebenen die Albaner aus ihren Felsennestern hinablockte und aus Viehzüchtern zu Ackerbauern machte, büßten sie mit der leichten Beweglichkeit und der Möglichkeit, sich fremdem Druck und Drang rasch zu entziehen, auch die Freiheit ein. Des Landes, das sie mit dem Holzpflug ritzten, bemächtigten sich slawische Feudalherren, oder albanische Häuptlinge schwangen sich zu Feudalherren auf; wie anderwärts schon längst lockerte sich, vornehmlich in Südalbanien, die alte Sippenverfassung, und der freie Gentilgenosse fiel als unfreier Hintersasse eines Grundherrn einer Ausquetschung anheim, deren Erbarmungslosigkeit von venezianischen Berichten der Zeit anschaulich geschildert wird. Gleichwohl bedeutete diese Vernichtung urwüchsiger Wildheit und Freiheit auf dem Wege der Entwicklung einen gewaltigen Ruck nach vorwärts. Da im dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert das Machtgebot serbischer Zaren hier galt, waren die heute öden und trostlosen Küstengebiete Albaniens fruchtbar und dicht besiedelt, reich an trutzigen Burgen, bevölkerten Städten und belebten Hafenplätzen, von denen die Segel bis zum Pontus flogen und in denen die Feudalherren den Überschuß ihrer Naturaleinkünfte, Vieh, Käse, Fische, Felle, Wolle, Honig und Wachs gegen Brokat und Purpur, Samt und Seide aus den norditalienischen Tuchfabriken, gegen Salz und Gewürze, Öl und Wein austauschten.

Da von Nord nach Süd die Bergmassen Tal

von Tal und Dorf von Dorf trennten, und keine bedeutende Straßenverbindung den Verkehr erleichterte, lernten sich die verschiedenen Gaue nie kennen, sondern blieben einander fremd. Auch ihre Mundarten, statt sich aneinander abzuschleifen und sich schließlich einer einheitlichen Sprache zu nähern, entfernten sich gegenseitig und erstarrten. Bis auf unsere Tage zählt Albanien fast so viel Dialekte wie Stämme oder Bezirke, das Gegische nördlich unterscheidet sich von dem Toskischen südlich des Škumbiflusses wie das Schwedische vom Deutschen, und unmöglich vermag sich der Mann der Miridita mit dem Bewohner von Argyrokastro zu verständigen. Dr. Jaeckh widerfuhr es, daß seine französische Unterhaltung mit einem türkischen Offizier von einem Gegen für toskisch gehalten wurde!

Da auf der anderen Seite alle Völker, mit denen die Albaner in Berührung kamen, sogar die Türken, auf höherer Entwicklungsstufe standen als sie selbst, vermochte ihre rohe Sprache fremden Einflusses sich nicht zu erwehren, und allmählich sprenkelten sich die verschiedenen Dialekte mit Lehnworten von überall her. In 5140 albanischen Worten fand Gustav Meyer bei 1420 romanischen, bei 1180 türkischen, bei 840 neugriechischen, bei 540 slawischen Ursprung heraus und konnte nur 400 mit mehr oder minder Sicherheit als altillyrisches Stammgut bezeichnen, während nach anderen Forschern die südslawische Beimengung noch erheblich stärker ist. Auf jeden Fall waren am Ausgang des Mittelalters die Al-

baner der Gefahr, von der lateinischen Kultur aufgesogen zu werden, nur entrückt, um großen Teils unter der Einwirkung serbischer Herrschaft auf den Weg der Slawisierung zu geraten. Bis südlich von Alessio verbreitete sich die serbische Sprache; die kleinen albanischen Dynasten, wie der berühmte Skanderbeg, der freilich weniger eine romantische »Vormauer der Christenheit« als einen tüchtigen Soldhauptmann Venedigs und Neapels gegen die Türken darstellte, hatten, mit serbischen Fürsten versippt und verschwägert, auch slawisches Blut in den Adern und sprachen meist und schrieben nur serbisch; bis heute sind zwei Drittel der Ortsnamen in Oberalbanien slawischer Herkunft. Noch Gruber in seiner 1810 erschienenen »Historisch-topographischen Beschreibung von Bosnien und Serbien« hielt die Albaner für Südslawen, Ami Boué sah ein Menschenalter später in den Arnauten, zum Unterschied von den Malissoren der Hochgebirgsgaue, ein serbisch-albanisches Mischvolk, und auch auf dem Berliner Kongreß kam die Auffassung zu Wort, daß Albaner und Slawen so ziemlich einunddasselbe seien.

Da die Slawisierung den Albanern einen höheren Kulturkreis erschloß, schnitt auch hier das Krummschwert des Osmanen eine Entwicklung nach aufwärts mitten durch. Allerdings schuf der Türkeneinfall in Albanien andere Lebensbedingungen als in den rein slawischen Gebietsstrichen des Balkans. Bei Bulgaren und Serben brach unter dem Druck der Fremdherrschaft die ständische Gliederung zusammen,

während der christliche Glaube sich erhielt; bei den Albanern sicherte der einheimische Feudaladel seine sozialen Vorrechte, indem er der mohamedanischen Herrenreligion beitrat. Aber auch die freien Bergstämme, die zur zins- und fronpflichtigen Raja zu machen dem Eroberer unverhältnismäßig große Opfer gekostet hätte, nahmen vielfach den Islam an, entweder um Bedrückungen zu entgehen oder um sich zu Bedrückungen ihrer christlichen Volksgenossen das Recht zu erkaufen. Weit leichter als die Balkanslawen gaben die Albaner ihr römisches oder griechisches Christentum preis, denn da die Taufe nur die Weihe durch die Zivilisation darstellte, die Arnauten aber selbst den Äußerlichkeiten der Zivilisation fernstanden, war ihnen auch der christliche Glaube kaum unter die Haut gedrungen. Noch heute übertüncht er nur notdürftig bösesten heidnischen Aberglauben und wird oft für ein Nichts im Stich gelassen. Von einer katholischen Gemeinde geht der Bericht, die sich leichtherzig der Lehre Mohameds zuwandte, weil ihr geistlicher Hirt mit der Messe nicht auf all seine säumigen Pfarrkinder warten wollte, und umgekehrt droht in einem neueren Volkslied ein Malissorenstamm den türkischen Behörden, wenn sie nicht Gewehre und Patronen schickten, werde man Österreich melden, daß siebenhundert Häuser bereit seien, zum Kreuz überzugehen.

Als die Verlegung der Weltverkehrswege in den Atlantischen Ozean die Handelsbedeutung des Mittelmeers bis auf einen kärglichen Rest

zerstörte, verödeten die Adriahäfen, und da der feudale Druck auf dem armen albanischen Landvolk besonders hart lastete und der karge Boden auch dem freien Bauern das Leben sauer machte, trieb sehr bald der Hunger Moslems wie Christen in Menge über die Grenzen. Der Albaner wurde zum begehrten Reisläufer. Die neapolitanischen und die osmanischen Heere zählten Albaner in Scharen, und Arnauten bildeten so gut die Leibwache des Padischa wie die Palastgarde des Papstes. Außerdem gab es albanische Niederlassungen in Konstantinopel und Alexandria, größere Siedlungen in Süditalien und Griechenland. Aber auch die Grenzländer Albaniens überschwemmte der Bevölkerungsabfluß. Nicht nur machten sich die Feudalherren Mittel- und Südalbaniens die benachbarten slawischen Dörfer untertan und verwandelten deren Bewohner in ihre Pachtbauern, sondern auch in Nordalbanien engte die noch so langsame Verwandlung des Gemeineigentums an Weide und Wald in *Zadruga*besitz und das Wachstum der Bevölkerung ihren Nahrungsspielraum um so mehr ein, als sich der Feudalismus jedes halbwegs fette Stückchen Boden aneignete. So zerfleischten sich zu einem Teil die Stämme im Streit um Vieh und Land; da sich die karge Volksdichtung der Albaner fast ausschließlich um Mühen und Listen des Hammeldiebstahls drehte, sprach sie das ganze bittere Elend einer Rasse aus, die durch Jahrhunderte ihre besten Kräfte im Kampf um des Leibes armseligste Nahrung und Notdurft verzehren mußte. Zum andern Teil

stiegen die Hochländer immer öfter nicht nur zu kurzen Raubzügen in die lockenden Ebenen Alt-Serbiens und Makedoniens herab, sondern drängten auf die Dauer die slawischen Siedler dieser Gebiete zurück. In dem 1689 begonnenen österreichisch-türkischen Krieg galt der Aufruf Leopolds an die christliche Raja auch den Albanern; wirklich wurden die Kaiserlichen in den damals überwiegend serbischen Gebieten um Priština, Prizren und Djakova von den katholischen Albanern freundlich empfangen, während die mohamedanischen Arnauten Freud und Leid, Sieg und Niederlage mit den Türken teilten. Aber die Auswanderung der Serben im Gefolge der zurückweichenden österreichischen Truppen riß nicht nur breite Lücken in die slawische Besiedlung, in die sofort Albaner einrückten, sondern minderte auch durch Abzug der Gebildeten und Wohlhabenden die Widerstandskraft der Zurückgebliebenen, denen die Arnauten auf den Hals kamen. Seit diesem Kriege drang das im Mittelalter auf das Viereck Skutari-Prizren-Ochrid-Valona beschränkte albanische Element unwiderstehlich nicht nur nach Alt-Serbien und Makedonien, sondern bis Novipazar und Nisch vor; Islamisierung und Albanisierung der slawischen Bauern bezeichneten seinen Weg, denn hatte vor der Türkenzeit die höhere südslawische Zivilisation die albanischen Halbwilden aufgesaugt, so unterjochte jetzt die rohe albanische Urkraft die wehr- und waffenlose südslawische Raja. Die noch serbischen Stämme in Albanien selbst erlagen, wenn sie auch manch-

mal ihren Glauben bewahrten, der Albanisierung; jetzt noch lebt unter vielen Albanern die Erinnerung an slawische Abkunft; die Sagen der Kastrati lassen ihren Stammvater aus einer südslawischen Landschaft zuziehen, als Abkommen von fünf Brüdern nennen die albanischen Stämme der Krasniči und Hoti und die serbisch-orthodoxen der Vasojevići, Píperi und Ozrinići einander blutsverwandt, die zwei Menschenalter vorher noch serbische Ljuma albanisierte sich erst um die Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts und Ipek, kirchlich und kulturell einst der Mittelpunkt des Serbentums und bis 1767 Sitz des serbischen Patriarchats, liegt heute mit den Denkmalen ruhmreicher südslawischer Vergangenheit in einer Einöde, durch die der albanische Hirte seine Schafe treibt. Die Ausdehnung der Albaner war eben die Barbarei auf dem Marsch. Unter ihren Überfällen und Vorstößen drehte sich, nicht nur insoweit das Christentum einer höheren Kulturstufe entsprach als der Islam, das Rad der Entwicklung rückwärts, denn wo noch freie christliche Bauern saßen, ließen sie Freiheit und Eigentum Hals über Kopf im Stich, um sich als *Čifčijas* unter Botmäßigkeit und Schutz eines mohamedanischen Grundherrn zu begeben.

Diesen Wanderungen und Wandlungen sahen die Osmanen nicht nur durchweg mit verschränkten Armen zu, sondern förderten sie gelegentlich mit tätiger Hand, war doch für sie die Aufstachelung der wilden Albaner gegen die christliche Raja in Europa ebenso ein Herr-

schaftsmittel wie die grausame Einschüchterung der Armenier durch die Kurden in Asien. Ja, in je heftigere Unabhängigkeitszuckungen die bürgerliche Revolution das Südslawentum warf, desto häufiger dienten die Arnauten den Türken als Werkzeug kräftiger Gegenrevolution und blieben auch aus diesem Grunde von staatlichen Auflagen an Gut und Blut fast gänzlich verschont.

Nirgends stießen darum an der Schwelle des neunzehnten Jahrhunderts die Versuche der Pforte, die fröhliche Selbstherrlichkeit feudaler Vasallen durch ein zentralisiertes Beamtenregiment zu ersetzen, auf so erbitterten Widerstand wie hier bei den Begs, dort bei den Bergstämmen Albaniens. War schon die ganze europäische Türkei nach dem treffenden Wort Lamartines *une confédération d'anarchies*, so stachen neben Paswanoghlu in Vidin und Ali-Aga Dadič in Bosnien der erbliche Pascha von Skutari, Mahmud Buschatly, und vor allem Ali Pascha von Janina besonders hervor. Seine Macht dehnte sich zuzeiten über die Balkanhalbinsel von Meer zu Meer, seine Herrschaft schien unantastbar, sein Ruf hielt selbst Konstantinopel in Schrecken. Den Zeitgenossen kam seine Regierung wie eine einzige bluttriefende sadistische Orgie vor, und wenn dieser große Räuber auch die kleinen Wegelagerer ausrottete, für die Sicherheit des Verkehrs sorgte, Straßen- und Brückenbauten unternahm und Schulen gründete, so vollzog er doch nur sehr bedingt, wie der Geschichtsschreiber meint, den Bruch mit Mittelalter und Feudalstaat und ebnete der Zivilisation in Form

des modernen Absolutismus die Bahn, denn, gegen den Feudalismus wetternd, räucherte er die unbedeutenden Feudalen nur aus, um für sich eine bedeutende feudale Hausmacht zu errichten, und übte die Kunst der Verwandlung freier Dörfer in Čifliks mit grausamem Behagen. Die Grabplatte in Stambul, unter der Alis Haupt verscharrt liegt, vergewaltigt vollends die geschichtliche Wahrheit, wenn sie seine mehr als fünfzigjährige Tätigkeit für die »Unabhängigkeit Albaniens« preist, denn einem albanischen Nationalgedanken stand er so weltenfern, daß nur griechisch die Umgangs- und Kanzleisprache seines Hofes war. Wo er unbewußt als aufgeklärter Despot wirkte, fehlte als Klasse, solche Wirksamkeit fruchtbar zu machen, ein Bürgertum; nach seinem Tode lebte die feudale Anarchie auch der Kleineren auf der ganzen Linie wieder auf, wenngleich die Türken sie in den folgenden Jahrzehnten mit allen Mitteln zu brechen suchten und dabei stets auf die Gefolgschaft auch albanischer Stämme zählen konnten. Außer in Südalbanien, wo die Grundherren als mohamedanische Ausbeuter christlicher Raja sich den Schutz der Staatsmacht sichern zu müssen glaubten, blieb dieser westlichste Teil des osmanischen Reiches von der Tansimat-Gesetzgebung so gut wie unberührt; da die Gewalt der Paschas an der Bannmeile der Städte endete, wurde nichts von all dem, was über Rechtsstellung der Christen, Heeresverfassung und Steuerwesen im Hatischerif von Gülhane von 1839 und im Hatihumajun von 1856 zu lesen stand, für Albanien Wirk-

lichkeit, und schon das Wort Reformen genügte hier, tausend Hände zur vertrauten Flinte greifen zu lassen.

Schließlich war die Pforte froh, wenn die Albaner nicht allzu sehr gegen ihren Stachel lökten, denn immer wieder wurden sie gegen die um ihre Selbständigkeit ringenden Balkanslawen aufgeboten und bewährten sich stets als erbarmungslose Henker der aufsässigen Raja. Wie die Arnautengarde des Padischa in Stambul die zuverlässigste Stütze seines asiatischen Despotismus war, so meuchelten die Albaner auf dem Balkan, ein konterrevolutionäres Volk, wie es im Buch steht, um ihrer eigenen Freiheiten willen die Freiheit der andern Völker. Aber kein Funke einer Sehnsucht nach nationaler Unabhängigkeit, wie sie die übrigen Bewohner der Halbinsel beseelte, erhellte diese ihre Bewegungen, ob sie sich nun gerade gegen die Türken wandten oder mit den Türken gingen. Etwas wie ein nationales Zusammengehörigkeitsgefühl keimte höchstens bei den Albanern in der Fremde auf, die, in Italien und Ägypten, in Bukarest und Konstantinopel, ähnlich wie die Jungtürken, die Schlagworte der Zeit, Nationalismus und Liberalismus, aufnahmen und willkürlich auf ihre Heimat übertrugen. Sehr im Gegensatz zu ihren Volksgenossen im Lande redeten sie gelegentlich einem Bündnis mit den Südslawen gegen den gemeinsamen Unterdrücker das Wort, erwärmten sich für Bildung, Gesittung und Fortschritt und vermittelten durch ihre Propaganda und Presse in Brüssel und London, Rom und Neapel, Palermo und Ragusa,

Belgrad und Sofia, Bukarest und Konstantinopel, Kairo und Boston für die europäische Öffentlichkeit ein gründlich verschobenes Bild der albanischen Verhältnisse. Die neuste Blüte dieser Diaspora ist der albanische Sozialistenausschuß in Petersburg.

In Albanien selbst fiel solche Saat um so eher auf steinigsten Boden, als zur Stunde noch alle sozialen Voraussetzungen für Entstehung und Erstarkung eines Nationalgefühls fehlen. Die Gesellschaftsschicht, die allein aus sich heraus einen regsamen und angriffslustigen Nationalismus zu gebären vermag, das Bürgertum, hat die Kinderschuhe kaum angezogen, geschweige ausgetreten; wohl gibt es eine städtische Bevölkerung, aber keine bürgerliche Klasse. Durch den Suezkanal gewann zwar das Mittelmeer, doch nicht die Adria ein gut Teil der alten Handelsbedeutung zurück, denn seit der Bahnverbindung Mitteleuropas mit dem Südosten und seit der Belebung des Donauhandels drehte sich das Wirtschaftsleben des Balkans nicht mehr um die Querachse, sondern um die Längsachse Belgrad-Salonik. Früher Durchgangsland für einen bedeutenden Verkehr, wurde Albanien jetzt gerade von seinen äußersten Wellen flüchtig genetzt. Hatte Skutari noch in der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts den ganzen Westbalkan mit europäischen Waren versorgt und Lager in Prizren, Üsküb und Monastir unterhalten, so bildete neuerdings selbst für Flecken im Hochgebirge Üsküb den Handelsmittelpunkt, da es durch Bahn- und Wasserweg an Salonik als an den wichtigsten Hafen der Halbinsel

angeschlossen ist. Soweit dieser Handel über die bescheidensten Formen hinausgeht, liegt er in den Händen von Serben, Bulgaren, Griechen und Rumänen. Was sich in den Städten Albaner nennt, ist ein kümmerliches Gezwerg armseliger Krämer und Krauter, das sich vor den türkischen Beamten krümmte, unter die einheimischen Feudalherren duckte und nur allzugern die Hände für fremde Bestechungsdukaten hohl machte. Mit Fug betont Tucović in seiner vom Geist des Marxismus belebten trefflichen Studie über Serbien und Albanien, daß die albanische Stadt, in der sich die Kula des Aga oder Beg hoch über den elenden Hütten der Handwerker und Händler erhebt, nicht wie die Städte der westlichen Staaten Träger der nationalen Kultur und des politischen Fortschritts zu sein vermöge. Die faulen und feilen Schmarotzer in diesen seitabliegenden Nestern rufen jedem Heil, der augenblicklich über die Macht verfügt. Die Serben wurden 1912 in Durazzo so stürmisch begrüßt wie der Prinz zu Wied 1914, und Skutari feierte durch zehntausend Lämpchen an Moscheen und Häusern 1908 ebenso aufrichtig die jungtürkische Revolution wie 1909 die alttürkische Gegenrevolution.

Trotz allem steckt in der Verachtung, mit der die Bergstämme auf die Städter herabsehn, etwas von der Geringschätzung des Barbaren für den Kulturmenschen, denn bei ihnen hat der schläfrige Stillstand aller Entwicklung unter der Türkenherrschaft wie in einem Museum für Völkerkunde die Gesellschaftsformen einer sonst längst verwehten Vergangenheit treulich

aufbewahrt. Mitten in unserem nüchternen und sauberen Europa, das Hornknöpfe herstellt und Baumwollstoffe verkauft, den Verkehr auf der Straße regelt und das Ausspucken im Bahnwagen verbietet, umstrahlt die Nordalbaner die ganze aufdringliche Romantik der Indianer aus den Tagen Lederstrumpfs und Wildtöters. Fast jede Kunde von den Malissorenstämmen der Klementi, Hoti, Skreli, Kastrati, Pulati, Šala, Soši, Rioli, Gruda, Krasnići und Gaši erinnert an die Irokesen- und Siouxstämme der Onondaga, Oneida, Mohawk, Cayuga, Seneca, Tuscarora, Dakota, Omaha, Osage, Crow und Mandan; nicht nur die Lurja, wo selten Männer im Freien weilen, da jeder die Kugel eines Bluträchers zu fürchten hat, weckt den Vergleich mit Wildwest; auch anderwärts findet sich die Skalplocke, die Zigarette spielt die Rolle der Friedenspfeife, und wenn sich zwei Albaner auf einsamem, schmalem und steilem Ziegenpfad begegnen und sich nicht ohne weiteres an der »Kriegsbemalung«, der schwarzen Verschnürung der weißen Jacke und Hose erkennen, rufen sie sich, den Finger am Abzug, ihr: »Wes Stammes?« zu, um bei einem feindlichen Namen sofort loszudrücken. Nur der Cooper fehlt, das schauerliche Epos dieser einander ausrottenden Clans zu schreiben.

Freilich zeugt von der allmählichen Auflösung der Sippenverfassung, daß der Mangel an Nahrungsspielraum auch den Nordalbaner immer häufiger scharenweise als Wanderarbeiter außer Landes treibt. Wenn Marx schon während des Krimkriegs von den Albanern sagte, daß jede

benachbarte Regierung sie wegen ihrer räuberischen Gewohnheiten in strengster militärischer Unterwerfung halten müsse, »bis der industrielle Fortschritt in den umgebenden Gebieten ihnen Beschäftigung als Wasserschöpfer oder Holzhauer geben wird«, so arbeiten heute in der Tat die sehnigen Kerle mit dem weißen Käppchen allenthalben in Belgrad und Sofia, Athen und Bukarest in diesen und ähnlich einfachen Berufen, und bis nach Amerika finden sich albanische Kolonien. Aber mag die wirtschaftliche Grundlage der Gentilverfassung nach und nach schwinden, der ideologische Überbau hält noch stand; oft siegt noch das Stammesgemeinschaftsgefühl über die fortschreitende Klassengliederung, wie etwa vor etlichen Jahren die Šala zugunsten der Gesamtheit den paar Maiserzeugern die Ausfuhr dieses Getreides verboten, und wie vor alters fußt das menschliche Zusammenleben auf der *Fis* genannten vaterrechtlichen Gens mit allen Eigenheiten, wie sie Morgan und Engels überliefert haben, als da sind: Eheverbot innerhalb der auf einen gemeinsamen Stammvater zurückgeführten Sippe, Verlobung der Kinder in der Wiege, Brautkauf, Erniedrigung des Weibes zum Last- und Arbeitstier, Ausschließung der Frauen vom Erbrecht, patriarchalische Hausgenossenschaften von fünfzig bis zweihundert Köpfen ohne Sonderbesitz des Einzelnen, Verwaltung durch erbliche Bajraktars oder gewählte Häuptlinge, Ältestenräte und Volksversammlungen.

Jeder dieser Stämme bildet ein geschlossenes Gemeinwesen für sich, dessen höchster sittlicher

Grundsatz der unbedingte Schutz des Einzelnen durch die Gesamtheit mittels der Blutrache ist. Wenn sie auch zuweilen durch eine Ablösung, entsprechend dem altgermanischen Wehrgeld, aufgehoben wird, so wächst sie sich doch häufig zu verlustreichen Stammesfehden aus, und im Durchschnitt fällt ihr jeder fünfte Mann zum Opfer; in Toplana, das freilich den Ruf hat, die Menschen zu töten wie die Schweine, erliegen ihr sogar über zwei Fünftel der männlichen Bevölkerung. Aber nur wer geschichtlichen Sinnes gänzlich bar ist, kann deshalb die Albaner als Raubmörder beschimpfen, denn die Blutrache, in der Kohler nicht nur eines der großartigsten, fruchtbarsten und universellsten Institute der Rechtsgeschichte, sondern geradezu die historische Quelle des ganzen Strafrechts erblickt, gehört so zur Gentilverfassung, wie das Zellengefängnis zum modernen Staat. Sie sichert eine allerdings grausame Ordnung gegen eine sicher noch grausamere Willkür, und durch nichts verstößt der Albaner so sehr gegen die überlieferte und anerkannte Moral, als durch Vernachlässigung dieses obersten Gesetzes, daß Blut wieder Blut kostet.

Unter sotanen Umständen ist die Flinte unentbehrlichstes Gerät und höchster Stolz des Mannes; hat er auch kein Hemd auf dem Leibe, Gewehr und Patronengürtel trägt er; mit dem Zielfernrohr auf der Büchse weiß er umzugehn, ob er gleich den Ziegenkäse noch wie zu Homers Zeiten bereitet und im ganzen auf einer niedrigeren Entwicklungsstufe steht als Römer und Griechen bei ihrem Eintritt in die

überlieferte Geschichte; selbst die Germanen des Tacitus waren weiter fortgeschritten, und Zustandsschilderungen aus Caesars »*Bellum gallicum*« zieht Hahn ausdrücklich nur für Nieder-, nie für Oberalbanien zum Vergleich heran. Wie die Blutrache so zurückgebliebenen sozialen Zuständen entspricht, wirkt sie wieder hemmend auf die wirtschaftliche Entwicklung ein, denn dem Gegner verwüstet sie auch die Felder, haut seine Bäume um und reißt seine Weinstöcke aus; häufig bestellt der Mann den Acker aus Furcht vor dem Blei eines Rächers nur in der Nähe menschlicher Siedlungen, im Schutz der mit Schießscharten versehenen Steinkulen, oder überläßt den Frauen die notdürftigsten Arbeiten. Da alles zusammenwirkt, Nordalbanien zum ärmsten und elendesten Fleck Erde in ganz Europa zu machen, werden zum Überfluß seine Bewohner auch noch vom ungezügeltsten Wucher ausgesaugt, denn wie überall, wo die Naturalwirtschaft erst von der Geldwirtschaft angefressen wird, ist bare Münze teuer und ein Zinssatz von vierzig, ja sechzig Prozent keine Seltenheit.

Die Einkapselung in Stammessondertum ist Wirkung und Ursache des Mangels an Verkehrsmöglichkeiten in einem. Der seltene Wanderer stößt tagelang auf keinen Fahrweg und keine Wagenspur. Über den Drin leiten zwei halbverfallene, hochbogige Brücken aus der Zeit venezianischen Einflusses. Sonst bedient sich der Albaner wie in grauer Vorzeit des ausgehöhlten Baumstammes oder des aufgeblasenen Ziegenschlauchs zum Überqueren

der Flüsse und betrachtet schon eine Fähre mit Mißtrauen. Da ein solches verfeinertes Beförderungsmittel bei Dušmani Ufer mit Ufer verband, aber zwischen zwei Nachbarstämmen hüben und drüben des Flusses wegen eines Frauenraubes blutige Fehde entbrannte, »kam man« nach Lieberts Bericht »zu der Meinung, daß eine derartige Verkehrserleichterung auch ihre Nachteile habe, und zerhackte die Fähre«.

Daß der Brücken zum geistigen Verkehr noch weniger sind, trifft nicht nur für Nordalbanien zu. Das dem allgemeinen Kulturstand angepaßte Analphabetentum läßt selbst den wahrhaftig nicht bildungsbeflissenen Türken von dem *Kitabsiz Arnaut* reden, der sich freilich über seine Hilflosigkeit Gedrucktem und Geschriebenem gegenüber damit tröstet, daß Schießfertigkeit wichtiger ist als Lesekunst. Dazu prallt jeder Drang nach Schulung gegen eine dicke Mauer: weil nie das Bedürfnis bestand, eine albanische Mundart schriftlich niederzulegen, gibt es kein Alphabet! Gelegentliche Versuche, Albanisch mit gotischen, lateinischen, kyrillischen, griechischen oder arabischen Schriftzeichen zu schreiben, kamen über Spielerei nicht hinaus, und auch die Bemühungen von Intellektuellen, durch Vermischung und Verquirlung fremder Buchstabenreihen ein neues, eigentümlich albanisches ABC herauszutüfteln, hatten nicht mehr Erfolg als vor Jahr und Tag das von dem Lehrer Theodor in Elbasan erfundene erste albanische Alphabet, dessen Kenntnis auf drei bis vier Dutzend Menschen beschränkt blieb. Auch die Kongresse, die

nach der jungtürkischen Revolution diese Frage zu lösen unternahmen, hatten mehr theoretische als praktische Bedeutung, und immer noch gilt das Spottwort, daß Albanien mehr Alphabete aufweise als Alphabeten.

Da der Indianer der nordalbanischen Alpen nur den Namen seines Stammes, nicht aber den seines Volkes weiß und die ganze Menschheit nach dem Glauben in Türken, Serben und Lateiner einteilt, da er jenseits seiner Stammesgrenzen alles feindliches Ausland nennt und das übrige Europa als geheimnisvolles Reich betrachtet, das sieben auf einem Berge thronende Könige beherrschen, bleiben ihm die Begriffe Nation und Staat ewig leere Worte, und ein nationales Zusammengehörigkeitsgefühl ist in ihm so wenig zu erwecken, wie bei dem Staatsbürger unserer Tage das längst abgestorbene Gemeinschaftsgefühl der Sippe wieder belebt werden kann. Den Stammesgenossen der Gentilverfassung scheidet vom Volksgenossen der Nation eine unüberbrückbare Kluft, und wenn Steinmetz ausruft: »Wie sollte sich ein Nikaj mit einem Šala in einer andern Idee als in der der gegenseitigen Ausrottung zusammenfinden?«, so steht es mit den übrigen Stämmen genau so, deren jeder »autonom« genug ist, um noch nach einer besonderen Autonomie zu verlangen.

Scharfe Trennungsstriche zieht nicht minder die Verschiedenheit der Glaubensbekenntnisse zwischen den Albanern, von denen wohl sieben Zehntel dem Islam, zwei Zehntel dem griechischen und ein Zehntel dem römischen Katholizismus anhängen. Trotz der vielgerühmten

Duldsamkeit war es zur Türkenzeit kein Ausnahmefall, daß ein mohamedanischer Stamm kraft seiner Zugehörigkeit zur Herrenrasse aus heiler Haut plündernd und brandschatzend über christliche Albaner herfiel. Aber auch Katholiken und Orthodoxe liegen einander in den Haaren, und selbst die Moslems scheiden sich in Gläubige der Sunna und Angehörige des Bektašiordens, einer demokratischen Nachhut jener urkommunistischen Bewegung auf der Balkanhalbinsel, der auch die Bogumilensekte entsprang.

Ebenso führt kein Steg von den Gegen zu den Tosken, von den freien Bergbewohnern zu den pflichtigen Untertanen der Begs. Denn Albanien ist mit all den üblen Folgen nicht nur für die Ergiebigkeit des Bodens, die diese überlebte Wirtschaftsverfassung mit sich bringt, das Paradies des Feudalismus, wo ganze Landschaften in der Hand einzelner Familien sind: der größte türkische Feudalherr, Abdul Hamid, nannte hier über hundert Dörfer sein eigen, den Vloras gehören sechzigtausend Hektar in der Gegend von Valona, den Vrioni in der Mušakija ebensoviel, den Toptani fünfzigtausend Hektar um Tirana, mit allem, was dort kreucht und fleucht, denn der *Ćifčija*, dem Namen nach ein Pachtbauer, der als Naturalzins ein Drittel bis die Hälfte des Ernteertrags abzuführen hat, ist in Wahrheit, durch tausend sichtbare und unsichtbare Bande an den Grundherrn gefesselt, ein Leibeigener, wie es kläglicher, gedrückter und verhungerter selten einen gab. So wenig die leibeigenen Bauern in

Frankreich vor 1789 mit ihren *Seigneurs* eine Nation bildeten, so wenig fühlen sich diese *Čifčijas* anders als durch verhaßte Ketten mit ihren Ausbeutern verbunden, und diesen ist es eben recht, daß keinerlei nationales Gemeinschaftsgefühl Herr und Knecht umschlingt. Denn mag sich das junge Geschlecht des Feudaladels in Wien und Rom, in Paris und London umgetan haben und statt des heimischen *Džamadan* den abendländischen *Smoking*, statt der Flinte den Spazierstock tragen, sein Klasseninteresse verrammelt ihm den Weg zum modernen Staatsgedanken. Soweit es nicht überhaupt vertürkt ist, erstrebt es im äußersten Fall ein mittelalterliches Staatswesen, in dem der Grundherr dem Bauern wie heute das Fell über die Ohren zieht, und Rumänien, wo ein paar Handvoll Bojarenfamilien von der Arbeit einiger Millionen Pachtbauern schwelgen und schmarotzen, ist das Staatsideal noch der fortgeschrittensten unter den mittel- und südalbanischen Begs.

Wenn es sich heute noch so verhält, war es in den Tagen des Berliner Kongresses erst recht so, als die Pforte die vielbenannte albanische Liga zusammenbrachte, weniger um wirklich die Abtretung von Plava und Gusinje an Montenegro zu verhindern, als um den Großmächten die Gefährlichkeit jeder Grenzveränderung auf Kosten der Türkei deutlich vor Augen zu führen. Insofern die Bewegung aber nicht von außen angestachelt wurde, sondern im Lande selbst wurzelte, sahen die der neuen serbischen Grenze benachbarten Albaner

in der Liga die Vorbereitung zu einem Kriegs- und Raubzug in die slawischen Gebiete, die Begs Mittel- und Südalbaniens betrachteten sie als Werkzeug zur Verdrängung türkischen Einflusses aus ihrer engeren Heimat und zur Verewigung der feudalen Anarchie, die Stämme im Norden hielten sie für eine Versicherung gegen Steuer- und Rekrutenforderungen der Staatsgewalt. So viel Köpfe, so viel Sinne! Aber wenn sich das Verlangen des 1880 in Skutari abgehaltenen Kongresses nach Umwandlung Albaniens in einen autonomen Tributärstaat der Pforte auch fast wörtlich mit dem Beschluß der serbischen Skupština von 1813 deckte, so hinkt doch nichts heftiger als ein Vergleich zwischen der Unabhängigkeitsbewegung der Balkanslawen und der Gärung in Albanien. Dort als Sauerteig eine soziale Revolution der breiten bäuerlichen Schichten gegen die türkischen Spahis zur Abschüttelung ihrer Lasten, hier eine reaktionäre Auflehnung der dünnen feudalen Herrenkaste gegen Reformversuche zum Schutz mittelalterlicher Vorrechte, dort die Massen bewußte Träger, hier nur stumpfe Mitläufer der Bewegung. Darum fehlte der Liga die äußere Stoßkraft wie der innere Zusammenschluß jener Aufstände. Als, bangend vor den Geistern, die sie gerufen hatte, die Pforte mit Waffengewalt ein: In die Ecke, Besen! rief, konnten die auseinander strebenden Elemente zur Abwehr des türkischen Angriffs nicht auf eine Linie gebracht werden. Jeder wollte nur an seines Hauses Schwelle Widerstand leisten und mühelos dämpften die osmanischen Trup-

pen ein Feuer, das kein Hauch von der zähen nationalen Widerstandskraft der Balkanslawen anfachte.

II

Je mehr die Türkei in Albanien die Zügel schleifen ließ, desto mehr kümmerten sich die Nachbarstaaten um das Schicksal des Landes.

Am frühesten war Österreich aufgestanden, zählte Albanien doch seit je zu den Gebieten, die das Haus Habsburg dem Großtürken zu entreißen hoffte. Schon Wallenstein wollte, als er nach dem Ende des großen Kriegs in Deutschland den Osmanen zu Leibe zu gehen plante, von Albanien den entscheidenden Stoß führen; der Feldzug von 1737 sollte ganz Nordalbanien bis zur Drinmündung in die Hände der Österreicher bringen; bei den Verhandlungen zwischen Josef II. und Katharina II. über Teilung des türkischen Reiches fiel Nordalbanien gleichfalls unter die österreichische Beutemasse, und in dem 1788 begonnenen letzten Türkenkriege suchten k. k. Agenten die Albaner gegen die Pforte aufzuwiegeln, wie fünfzig Jahre zuvor albanische Stämme auf der Seite der Kaiserlichen gefochten hatten.

Die Beschränkung Österreichs auf sein südöstliches Ausfallstor durch die entscheidenden Ereignisse von 1859 und 1866 brachte nach langer Ruhe die albanischen Pläne abermals aufs Tapet; schärfere Umrisse und festere Gestalt nahmen sie an, als rings die Großmächte sich in fremden Erdteilen munter bereicherten,

und die Wiener Machthaber wenigstens vor den Toren, auf dem Balkan, Kolonialpolitik zu treiben unternahmen. Die Standarte der Habsburger über Salonik! ward Zukunftsziel. Zwar ging die offizielle Deutung dieser Losung immer dahin, daß Österreich-Ungarn in Salonik nur eine gesicherte handelspolitische Stellung erstrebe, um wirtschaftlich auch einmal aus dem Vollen zu leben, wenn erst mit der Beendung der Bagdadbahn und mit der Schienenverbindung zwischen Smyrna und Persischem Golf Makedonien als Durchgangsgebiet für den mitteleuropäisch-vorderasiatischen Überlandverkehr märchenhaft blühen, wachsen und gedeihen werde. Aber ob Österreichs Kanonen oder Kapitalien nach Salonik vorzustoßen bestimmt waren, immer bildete das albanische Bergland eine treffliche Flankendeckung für die Vormarschlinie *jusqu'au délà de Mitrovica.*

Da mit dem steigenden Selbstbewußtsein der österreichisch-ungarischen Südslawen auf ihre wirtschaftliche Macht und politische Stärke in Wien und Budapest die Furcht vor der demokratischen Anziehungskraft der selbständigen südslawischen Staatswesen auf die reichsflüchtigen Schichten der Monarchie wuchs, erschien ein Albanien unter österreichischem Einfluß auch als Schutzdamm gegen die revolutionäre Flutwelle des Südslawentums. Mit Wohlgefallen sah der Ballplatz, daß Albaner und Südslawen wie Hund und Katze standen, und dachte bei einem Zusammenbruch des Osmanenreichs jene gegen diese in der gleichen konterrevolutionären Art auszuspielen, wie es der Türkei

so lange beliebt hatte: für den Fall eines Krieges gegen Serbien rechnete Ährenthal allen Ernstes mit einer tatkräftigen Unterstützung von dreißigtausend Albanern.

Am meisten aber fürchtete Österreich die Festsetzung seines italienischen Bundesgenossen an der albanischen Küste der Adria. Italienische schwere Batterien, bei Otranto und Valona eingebaut, verwandelten diese kaum vierzig Seemeilen breite Wasserstraße in die Dardanellen der Adria und diese See selbst in ein *mare clausum* gleich dem Schwarzen Meer, zu dem Italien den Schlüssel in der Tasche hatte. War es auch die Ausgeburt schreckhafter Phantasie, daß Österreich-Ungarn seine Waren in diesem Falle statt über Triest und Fiume einzig über Aussig und Hamburg auf den Weltmarkt schicken könne und so in ein wirtschaftliches Untertänigkeitsverhältnis zu Deutschland geraten müsse, so steckte doch bei einem Zusammenstoß der Mächte, der Italien auf der andern Seite sah, die österreichische Kriegsflotte unrettbar in einer Mausefalle. Die Aussicht auf ein russisches Konstantinopel versank darum in Wien immer mehr als ein Nichts neben der Angstvorstellung eines italienischen Valona.

Um zur Sicherung des Landes feste Stützpunkte in Albanien zu gewinnen, wurde jedes Konsulat zu einem Werbeamt, das unter der Bevölkerung seine Geschichtenträger, Rentenempfänger und Schutzbefohlenen hatte; sprachkundige Hilfskräfte stellten sich aus den paar Tausend Albanern ein, die seit langem in Dal-

matien saßen. Die österreichische Handelsflagge zeigte sich an den verlorensten Küstenplätzen, Postanstalten dienten der Verbreitung des österreichischen Einflusses, k. u. k. Generalstäbler entwarfen, auch als Mittel der *pénétration pacifique*, die einzigen halbwegs brauchbaren Karten, und auf den Spuren Hahns drangen, oft mit staatlicher Unterstützung, die Ippen, Liebert, Nopcsa und Steinmetz in die unerforschten Landesteile ein. Vor allem aber schlugen, da das habsburgische Erzhaus schon seit dem Wiener Vertrag von 1615 das Schutzrecht über die römisch-katholische Raja der europäischen Türkei besaß, Franziskaner und Jesuiten als rührige und geschickte Sendboten der österreichischen Propaganda die wertvolle Brücke zu den Geistlichen der katholischen Stämme im Norden, denen sogar die Gehälter der Priester und die Bau- und Unterhaltskosten der Kirchen aus der österreichischen Staatskasse gezahlt wurden. Ebenso gründete Wien seit den fünfziger Jahren allenthalben Schulen, besorgter um die junge Brut der Albaner als um den Nachwuchs in Bosnien und Hercegovina, der zu drei Vierteln ohne Unterricht groß wird, und um die Jugend in Dalmatien, die in der Hälfte des Landes weder lesen noch schreiben lernt. Nicht selten kletterten auch Maultierkarawanen mit Geschenken vom Rosenkranz bis zum Mannlicherkarabiner in die albanischen Hochalpen, die Naturkinder dieser Gaue bei Laune zu erhalten, und noch in der entlegensten Hütte heftete eine geheimnisvolle Hand einen Öldruck des guten Kaisers Franz Josef an die Wand. Wenn sich

derart den einfachen Hirnen der Albaner auch märchenhafte Vorstellungen von Macht, Reichtum und Wohlwollen der »*Nemce*« mitteilten, so klagten doch schwarzgelbe Imperialisten über die stets regsamere und meist erfolgreichere Wühlarbeit des italienischen Nebenbuhlers.

In der Tat pochte Italien kräftig auf seine »Rechte und Interessen« an der östlichen Adriaküste und scherte sich den Daus um die »erbgesessene Position« Österreichs, vorwärts gepeitscht von einer imperialistischen Politik, die eine agrarische und eine industrielle Wurzel hatte. Aus den Provinzen des Großgrundbesitzes und der Pachtbauernwirtschaft im Süden trieb *l'emigrazione della fame* Jahr um Jahr ganze Armeekorps armer Teufel, 1876 rund hundertausend, 1896 dreimal so viel, 1909 gar die sechsfache Menge, außer Landes, und im Norden züchtete der Schutzzoll zwar eineIndustrie groß, steigerte aber zugleich die Agrarkrise, da die andern Länder auf die Ausschließung ihrer Industriewaren vom italienischen Markt mit der Fernhaltung der italienischen Ackerbauerzeugnisse antworteten, und minderte so die Kaufkraft des Volkes. Um seinen Auswanderern eigne Siedlungsgebiete, seinen Waren bequeme Absatzmärkte zu verschaffen, spähte Italien seit geraumer Weile nach Eroberungsmöglichkeiten. Da in dem fast italienischen Tunesien Frankreich der »lateinischen Schwester« die Tür unsentimental vor der Nase zuschlug und durch die abessinische Zukunftsrechnung der Tag von Adua einen dicken blutigen Strich zog, sprang die Aufmerksamkeit der römischen Imperialisten

auf die nahe östliche Adriaküste über, deren Besitz Italien eine nahezu unangreifbare Stellung im Mittelmeer sichern mußte und zum Sprungbrett weiterer kolonialer Abenteuer dienen konnte. Dalmatien freilich schied vorläufig auch aus den kühnsten Plänen aus, denn dieses Küstenland war in den festen Händen einer »befreundeten« und »verbündeten« Macht; zudem wurde in seinen Städten die dünne italienische Nachhut der venezianischen Herrschaft immer hoffnungsloser von den südslawischen Massen umbrandet und überflutet. Anders Albanien, das fast herrenloses Gut war und dessen Verhältnisse den Wettbewerb mit Österreich erlaubten, fast herausforderten. Schon in den neunziger Jahren vergangenen Jahrhunderts lief in Rom das Schlagwort von den »legitimen Aspirationen« Italiens auf Albanien um, und die Versippung des Hauses Savoyen mit der Familie Negoš schuf eine ernsthafte Grundlage für eine tätige Balkanpolitik, aber noch unterstrich man, ganz wie in Wien, den selbstlosen, lediglich der Abwehr dienenden Gehalt all dieser Bestrebungen und empfand vielleicht auch ein ehrliches Grauen bei der Vorstellung eines österreichischen Valona als einer wenn nicht auf das Herz, so doch auf die Kniescheibe Italiens gerichteten Pistole. Mit diesem Jahrhundert wurde die Bewegung lärmender; die Losung: *Mare nostro!* hallte in Kammer und Kneipe wieder, die Blätter erinnerten daran, daß der Markuslöwe bis 1690 Valona in seinen Pranken gehalten habe, und wie 1877 Bismarck Italien zur Besetzung Albaniens als »Entschä-

digung« für die Okkupation Bosniens durch Österreich aufgemuntert hatte, so warf Frankreich jetzt den Köder aus: Valona Ersatz für Biserta!

Schrittmacher der Politik, die sich *l'altra sponda* zum Ziel setzte, waren die seit dem fünfzehnten Jahrhundert in Kalabrien, Sizilien und der Puglia seßhaften Albaner, die, dreißigtausend nach der bescheidensten, zweihundertzwanzigtausend nach der verwegensten Schätzung, ihre Sprache bewahrt hatten, ohne sich im übrigen gegen die italienische Zivilisation zu spreizen. Crispi stammte aus solch einer italianisierten Albanerfamilie. Diese Italo-Albaner hatten nicht nur durch Presse und Kongresse, durch Ausschüsse und Vereine die neue Politik der öffentlichen Meinung mundgerecht zu machen, sondern auch die Verbindung mit drüben herzustellen und vor allem der Welt Sand in die Augen zu streuen. Ihren Beteuerungen nach wollte der italienische Imperialismus nur das Nationalgefühl der Albaner wecken und bei der Autonomie des Landes uneigennützige Geburtshilfe leisten, in Wahrheit dachte er über das »autonome« Albanien eine Schutzherrschaft zu errichten, wie sie England über Ägypten, Frankreich über Tunesien ausübte.

Bald wetteiferten zahlreiche italienische Konsulate, Handelsagenturen und Postämter mit den gleichen österreichischen Einrichtungen, und während das Volk in Süditalien im geistigen Elend des Analphabetentums dahindämmerte, wurde Albanien auch mit königlich italienischen Schulen beglückt; jährlich sechzigtausend Lire kostete

dem Staatshaushalt allein Skutari mit einer Kinderbewahranstalt, je einer Volksschule für Knaben und Mädchen, einer Handelsschule und einer Gewerbeschule. Mit Staatsbeihilfe suchte der italienische Handel durch Ausbau der Schifffahrt die österreichisch-ungarischen Dampferlinien aus dem Felde zu schlagen, eine italienische Gesellschaft bemächtigte sich der Menschen- und Güterbeförderung auf dem Skutarisee, und auf der Geraden der römischen Albanienpolitik lag auch die Unterstützung der von verschiedenen Seiten geplanten Donau-Adria-Bahn, die das Wirtschaftsleben des Balkans wieder aus der nordsüdlichen in die westöstliche Richtung zwingen und den Vormarsch Mitteleuropas auf der Halbinsel hemmen sollte. Aber ob Albanien, namentlich in den Hafenplätzen, ein gut Teil romanischer Tünche annahm und in den steigenden Einfuhrziffern der italienischen Statistik der Erfolg greifbar wurde, jammerten die römischen Imperialisten über die größere Rührigkeit der Österreicher.

In Wahrheit baute die österreichische wie die italienische Politik insofern auf Sand, als der Albaner zwar die Lira ebenso gern in den Hemdenzipfel knotete wie den Gulden und Viktor Emanuel dafür ebenso bereitwillig hochleben ließ wie Franz Josef, aber seine Seele mit einer wirklichen Anhänglichkeit an die Spender nicht weiter belastete. Dafür drohte beider Staaten Minierarbeit einen gefährlichen Keil in den Dreibund zu treiben. Solange die europäische Türkei zusammenhielt, mochte es zur Not angehn, und vorderhand hatten sich

die Nebenbuhler, 1897 und 1900, durch ein Abkommen die Hände gebunden und die Unantastbarkeit des Standes der Dinge feierlich anerkannt. Flog aber die europäische Türkei in die Luft, so begruben ihre Trümmer wegen der albanischen Frage wahrscheinlich den Dreibund, und so weit die deutsche Staatskunst weitsichtiger war als sie schien, bot ihr schon diese Erwägung genügenden Grund, in den kleinen Katechismus ihrer Orientpolitik die Erhaltung des türkischen Besitzstandes unter Abschnitt eins, Kapitel eins, Ziffer eins aufzunehmen.

Wurden einmal die Lose über das türkische Europa geworfen, so meldete das seit dem Berliner Kongreß ganz unabhängige Serbien seine Ansprüche auf Alt-Serbien mit dem geschichtlichen Amselfeld an. Aber in diesem Land der serbischen Zukunftshoffnungen waren im Lauf der Zeit die albanischen Einschiebsel nicht ohne Schuld der Belgrader Regierung stärker und dichter geworden, denn sie drängte nach 1878 die in den neugewonnenen Kreisen sitzenden Arnauten, statt ihre Verschmelzung mit dem serbischen Volk abzuwarten, gewaltsam über die Grenzen und lockte dafür südslawische Kolonisten aus Alt-Serbien an. Die Stimmung hüben und drüben vergiftete diese törichte Politik, nur allzu oft brachen arnautische Banden, friedliche Dörfer plündernd und brandschatzend, in serbisches Gebiet ein, und kein Jahr verging in diesen Strichen ohne ernste Unruhen und blutige Scharmützel.

Aber von Montenegro abgesehn, das aus seiner Getreidearmut heraus nach dem Besitz

der reichen Kornkammer um Skutari trachtete, zielte auch Serbien über altserbisches Land hinaus nach oberalbanischen Gauen, da es, wie im Mittelalter, die Sehnsucht hatte, seine Lungen mit der frischen Seeluft der Adria zu weiten. Durch Zuteilung von Bosnien und Hercegovina an Österreich-Ungarn schnitt der Berliner Kongreß dem Fürstentum den erhofften unmittelbaren Weg zum Meere ab und gab das Land für die Durchfuhr seiner Erzeugnisse auf den Weltmarkt keineswegs wohlwollenden Nachbarn auf Gnade und Ungnade preis. Namentlich wollte Österreich-Ungarn seine handelspolitische Vorzugsstellung in der Türkei, die ihm bis dahin erlaubt hatte, den nahen Balkanmarkt, ohne Furcht vor fremdem Wettbewerb, mit Waren zu überschwemmen, um jeden Preis auch in dem Serbien behaupten, das, von der osmanischen Oberhoheit losgelöst, seine Handelspolitik auf eigene Faust regeln konnte und in seinem Schoß noch vor der Geburt einer Industrie eine handwerkliche Schutzzollbewegung gegen die billigen abendländischen Fabrikwaren lebhaft rumoren fühlte. Der Versuch, Serbien durch Zollgemeinschaft zu einer ökonomischen Provinz Österreich-Ungarns zu machen, schlug weniger aus wirtschaftlichen als aus politischen Gründen fehl, da das Fürstentum in einem Zollbündnis nur den Vorläufer zum Verlust seiner schwer errungenen und eifersüchtig gehüteten Selbständigkeit sah. Der Wunsch, gleichwohl den serbischen Absatzmarkt den österreichischen Waren vorzubehalten, führte bald zu ernsten Mißhelligkeiten und

schließlich zum Zollkrieg zwischen beiden Staaten. Durch die Jahrzehnte lernte es die Wiener Handelspolitik nicht, Serbien auf gleichem Fuße zu behandeln; bald verhinderte sie zugunsten der österreichischen Panscher die chemische Untersuchung der aus der Monarchie eingeführten Weine, bald erzwang sie, zum Besten der österreichischen Zuckerexporteure, die Aufhebung einer Verkehrssteuer, bald verpflichtete sie Serbien in einem Handelsvertrag, seine Geschütze nur von den Skodawerken, seine Schienen nur von dem österreichischen Eisenkartell zu beziehen, auch wenn es sie anderwärts besser und billiger haben konnte!

Wessen sich Österreich-Ungarn bei diesen Streitigkeiten anfangs als Mittel zum Zweck bedient hatte, die Sperrung seiner Grenzen gegen die serbischen Schweine, wurde zum Selbstzweck, als seine Großgrundbesitzer, hineingerissen in die von Deutschland aus Europa überströmende Hochschutzzollflut, durch die Gesetzgebung die Erzeugnisse der serbischen Landwirtschaft, Vieh wie Frucht, jedenfalls vom eigenen, möglichst auch vom Weltmarkt auszuschließen begannen. Da fortan beide herrschende Klassen, Großagrarier und Großindustrielle, an der wirtschaftlichen Niederhaltung Serbiens mit Gewinn beteiligt waren und auch die Staatsgewalt von der ökonomischen Kräftigung eine höchst unerwünschte politische Stärkung dieses unbequemen Südslawenstaates befürchtete, verschärften sich die handelspolitischen Gegensätze auf die Dauer bis zur Unerträglichkeit. Jenseits von Drina, Save

und Donau empfand aber jeder Einzelne Handelsunfrieden und Handelskrieg mit dem mächtigen Nachbarn als schmerzhaftes Wühlen im eigenen Fleisch, denn Serbien war, wie auch Bulgarien, nicht nur das klassische Agrarland, in dem sich sechs Siebentel der Bevölkerung von der Landwirtschaft nährten, sondern auch das klassische Kleinbauernland, in dem Beackerer und Besitzer des Bodens zusammenfielen: die durchschnittliche Grundeigentumsfläche betrug achteinhalb Hektar, die amtliche Statistik zählte noch nicht einmal hundert Güter mit hundert bis dreihundert Hektar Umfang auf und nur drei mit über dreihundert Hektar. Der gegebene Absatzmarkt für die Erzeugnisse dieser Bauern war und blieb Mitteleuropa, die bequemste Straße dorthin der Land- oder Wasserweg durch Österreich-Ungarn. Nach Sperrung dieser Straße kam als nächstes Ausfallstor Salonik, die natürliche Pforte des Morava-Vardar-Tals, in Betracht, aber einmal war dieser Hafen im Besitz der Türkei, zum zweiten hatte die Pforte auf die Tarifpolitik der Orientbahn keinen Einfluß und zum dritten war der weitere Seeweg durch die Ägäis für lebendes Vieh als Hauptgegenstand der serbischen Ausfuhr so ungünstig und verlustbringend wie nur möglich. Den Weg zu den Schwarzen-Meer-Häfen, den 1905 die serbisch-bulgarische Zollgemeinschaft öffnen sollte, verriegelte sofort der Einspruch Österreich-Ungarns. So blieb am Ende nur die Adria übrig, und an dieses Meer über albanisches Gebiet bei San Juan di Medua durch eine Bahn angeschlossen zu

werden, ward, trotzdem die Ausfuhr allmählich mit großer Tatkraft von lebendem Vieh auf tierische Erzeugnisse umgestellt und so dem Weg über Salonik angepaßt wurde, zum Sehnsuchtsziel nicht nur der führenden Schichten, sondern auch der breiten Massen. Der vordem blutleere Begriff Großserbien füllte sich mit wirtschaftlichem Gehalt, und immer lebhafter beschäftigte sich die Phantasie eines ganzen Volkes über die graue Gegenwart hinweg mit einer glänzenden Vergangenheit und einer lichtvollen Zukunft; ehedem hatte der serbische Zar in Oberalbanien Hof gehalten, und bald sollte, fern von der verhaßten österreichischen Mautlinie, der serbische Kaufmann an der Adriaküste die Erzeugnisse des serbischen Landmanns verfrachten.

Wenn das Griechentum die Hand nach Unteralbanien oder Epirus ausstreckte, brauchte es sich nicht auf die wenig beweiskräftigen Erinnerungen aus toten Zeitaltern zu beschränken, denn die Berliner Konferenz von 1880 hatte zur Ergänzung der Berliner Kongreßbeschlüsse, freilich nur auf dem Papier, die Bezirke Janina, Aidonat, Margariti, Luros und Prevesa Griechenland zuerkannt. Überdies sprachen die Stimmen der Gegenwart vernehmlich genug für seine Ansprüche. Seit dem vierzehnten Jahrhundert saßen albanische Siedler auf dem Gebiet des alten Hellas, die, insgesamt fast eine Viertelmillion, in einzelnen Landschaften wie dem Peloponnes dicht gedrängt wohnten und in Argolis gar die Hälfte der Bevölkerung ausmachten. Hatten sich diese

Zuzüglinge mit den ursprünglichen Bewohnern schon vorher so eng verbunden, daß diese von jenen die Volkstracht ganz und in der Sprache vieles annahmen, so riß der große griechische Freiheitskampf die Albaner vollends in den Bannkreis des Hellenentums hinein. Die die berühmten Vorpostengefechte jenes Krieges gegen mohamedanisch-albanische Hilfstruppen des Großherrn schlugen, Sulioten und Hydrioten, waren waschecht albanischen Stammes, und nachdem gab es in dem freien Griechenland keinen Albaner, der sich nicht mit patriotischem Stolz als Griechen bekannte und, wenn er auch zu Hause die überlieferte Mundart sprach, die Benennung Arnaut als Schimpf von sich wies.

Aber die Entwicklung schuf auch im Norden des Königreichs bis an die Flußläufe der Vojussa und Dešnica solche griechischen Albaner, da hier die Hellenisierung durch Kirche und Schule nicht wie bei den Bulgaren durch Erweckung zum Nationalbewußtsein durchkreuzt wurde. Dem Einfluß der griechischen Bildung, die vor dem Balkankriege im Epirus nicht weniger als siebenhundert Schulen mit fast tausend Lehrern verbreiteten, entzog sich nur die dünne Oberschicht der mohamedanischen Feudalherren, die um ihrer sozialen Vorrechte willen beim Islam verharren mußte. Die von ihnen schonungslos ausgequetschten Scharen der meist christlichen Pachtbauern aber warfen sich dem Griechentum um so bereitwilliger in die Arme, als für sie die Losung: Nieder mit dem Čiflik! und: Freiheit und Eigentum dem *Čifčija!* in den

Falten der blauweißen Fahne geschrieben stand. Noch fester packte die griechische Einwirkung die Städter; da der Handel vorwiegend in den Händen Griechenlands lag, mußte griechisch sprechen, wer Geschäfte machen, Grieche heißen, wer gute Geschäfte machen wollte. Mit der Zeit erhielten Städte wie Argyrokastro, Prevesa und Gorica nicht nur griechischen Anstrich, und in Janina war sogar die Verhandlungssprache vor Gericht Griechisch, aber auch weiter hinauf, in Elbasan, Berat und Valona, verkündete jeder Schritt und Tritt die Nähe und Arbeit Griechenlands. Die türkische Statistik für die Sandžaks Gorica und Argyrokastro, die 1908 und 1912 rund hundertdreißigtausend Griechen rund dreiundneunzigtausend Albanern gegenüberstellte, nahm zwar nach orientalischem Brauch nicht das Volkstum, sondern das Glaubensbekenntnis zur Richtschnur und bezeichnete alle Moslems als Albaner, alle Orthodoxen als Griechen, aber hier fühlten sich in der Tat die Gläubigen der griechischen Kirche fast ausnahmslos auch als Anhänger des griechischen Staates.

So warteten, den Blick starr auf Albanien geheftet, der Imperialismus zweier Großmächte und der Nationalismus zweier Kleinstaaten auf ihre Stunde. Sie schlug, wenn der europäischen Türkei das Totenglöcklein läutete.

III

Mit der scheinbaren Wiedergeburt sowohl als auch dem tatsächlichen Niederbruch der europäischen Türkei stand Albanien im engsten Zusammenhang.

Ehe im Juli 1908 ein paar westlich gebildete und patriotisch erglühte osmanische Offiziere, an ihrer Spitze Enver und Njasi Beg, das Revaler Abkommen als unmittelbaren Aufteilungsplan für den europäischen Besitz des Kalifen deutend, gegen den Despotismus Abdul Hamids als Urheber alles Unheils vom Leder zogen, schufen sie sich in Albanien eine sichere Rückendeckung. In einem kleinen Nest an der Bahnstrecke Üsküb-Mitrovica, wo der Fahrweg nach Prizren abzweigt, versammelten sie die Begs und Bajraktars und ließen sich für ihren Kampf um die Verfassung unbedingte Gefolgschaft schwören, die berühmte Bessa von Verisović, die den Selbstherrscher am Bosporus in zähneklappernde Furcht warf und aus Angst vor einer Ansteckung seiner albanischen Leibtruppen alle Forderungen der Verschwörer unterschreiben ließ. Mit nichten aber hatten die Albaner hier ihrer herkömmlichen gegenrevolutionären Rolle entsagt und im Sinne des geschichtlichen Fortschritts die Hände gerührt, sondern wie sie noch wenige Jahre zuvor im Anschluß an die makedonischen Ereignisse trutziglich die Waffen gegen die von Europa verlangten Reformen erhoben hatten, so ging es ihnen jetzt statt um verständnisvolle Unterstützung der reformfreundlichen Jungtürken um das gerade Gegenteil. Den albanischen Vertretern wurde vorgegaukelt, Verfassung bedeute für Arnautluk Verewigung der paradiesischen Unberührtheit von abendländischen Einflüssen, die »Freiheit der Berge« für die Malissorenstämme und die feudale Anarchie für die Begs

und Agas, und gegen Rekrutenstellung und Steuerzahlung, gegen Volkszählung und Katasteraufnahme, gegen Wegebau und Schulpflicht, kurz, gegen das zwanzigste Jahrhundert einte der Rütlischwur von Verisović die Albaner; für die osmanische Verfassung begeisterten sie sich, wie einst die in den Soldatenkittel gesteckten russischen Muschiks die Konstitution hochleben ließen, weil sie in ihrer geistigen Dumpfheit sie für die Frau des Großfürsten Konstantin hielten, und sandten folgerichtig in den Fuad Pascha, Hassan Beg, Nedjib Draga Beg, Müfid Beg und Said Effendi nicht Vertreter der breiten Volksmasse, sondern der einflußreichen Feudalklasse in das Parlament nach Konstantinopel.

Schwerste Enttäuschung blieb nicht aus, als die mehr nationale als liberale Partei der Jungtürken, um nach magyarischem Vorbild durch einen schroffen und straffen Zentralismus über die Nationalitätenfrage hinwegzukommen, mir nichts, dir nichts Griechen, Serben, Bulgaren, Walachen, Albaner, Armenier, Drusen, Kurden und Araber unter einen Fez zu bringen suchte. Nach den kurzen Flitterwochen der jungen Freiheit führte die Politik des rücksichtslosen Einebnens und Gleichmachens zu einem erbitterten Widerstand aller Fremdvölker gegen die türkische Herrenkaste, und als die Jungtürken es unternahmen, die unbekümmerte Selbständigkeit der Feudalherren zu brechen, die Gentilgenossen der freien Bergstämme in dienst- und steuerpflichtige, abgestempelte und numerierte Untertanen zu verwandeln, die

wilden Bluträcher zu entwaffnen und die armen Bauern mit unerschwinglichen Abgaben zu bepacken, flackerten wie Waldbrände im ganzen Lande Aufstände hoch, heute im Osten, morgen im Norden, heute in der Ljuma, morgen in der Miridita, heute im Machtbereich eines großen Grundherrn, der mit seinen Mannen der Pforte kühnlich Fehde ansagte, morgen im Gebiete eines Bergstammes, der indianerhaft gegen die Zumutung der Rekrutenstellung den Kriegspfad beschritt. Ob auch seit 1905 ein geheimnisvolles »Komitee für die Freiheit Albaniens« wirkte, ob auch nach Einführung der Verfassung in Monastir und Dibra albanische Nationalkongresse stattfanden, ob auch dem britischen Foreign Office eine Denkschrift der Aufständischen mit national klingenden Forderungen zuging, war das Nationale doch nicht Inhalt, sondern nur Schnörkel der Bewegung, von den paar Gebildeten angeflickt, von der Volksmasse unbeachtet. Was Friedrich Engels von dem Widerstand der Urschweizer gegen das Haus Österreich sagte, galt vielmehr von jedem dieser albanischen Aufstände gegen die Jungtürken: es war »der Kampf störrischer Hirten gegen den Andrang der geschichtlichen Entwicklung, der Kampf der hartnäckigen, stabilen Lokalinteressen gegen die Interessen der ganzen Nation, der Kampf der Roheit gegen die Bildung, der Barbarei gegen die Zivilisation«. Um eine konterrevolutionäre Auflehnung eines versteinerten Gesellschaftszustandes gegen den modernen Staat handelte es sich, Scheriatgesetz stand gegen Konstitution,

und wie der lauteste Rufer im Streit, Ismail Kemal Beg, im April 1909 bei dem reaktionären Putsch Abdul Hamids die Hand im Spiel hatte, so erhoben die Rebellen später mehr als einmal die Forderung nach Rückkehr des Entthronten.

Aber statt wie die nachsichtigen Würdenträger des alten Regimes gemächlich mit den Aufständischen zu verhandeln, fuhren die Jungtürken, die in Parlament und Presse eine albanische Frage überhaupt leugneten, Maschinengewehre auf und warfen eine ansehnliche Truppenmacht aus Anatolien nach Albanien. Doch ob die Rebellen, ohne Geschütze und in der Minderzahl, auf die Dauer allenthalben den Kürzeren zogen und Dschavid und Torghut Schevket Pascha mit Zerstörung der Kulen, Niederbrennung der Dörfer und Errichtung von Galgen ganze Arbeit zu machen glaubten, blieb, namentlich in dem ungangbaren Hochland, der Eindruck dieser gewaltsamen »Befriedung« nicht länger als die Furche, die der flüchtige Kiel ins Wasser zieht. Mit unheimlicher Pünktlichkeit folgte, 1909, 1910 und 1911, Aufstand um Aufstand, und als 1912 die Türkei durch den Krieg mit Italien militärisch anderweit festgelegt war und des freien Seewegs zur Truppenbeförderung entbehrte, drangen die Arnauten durch den schwierigen Engpass von Kačanik, den schon der österreichische General Piccolomini im siebzehnten Jahrhundert den Schlüssel zum albanisch-makedonischen Gebiet genannt hatte und der letzthin abermals mit Blut reichlich getauft worden war, und ge-

berdeten sich Tage lang in Üsküb, dem Sitz der Provinzialregierung und des Korpskommandos, als die unbeschränkten Herren, indes im Gefühl ihres Unvermögens Zivil- und Militärbehörden tatenlos dem tollen Treiben zuschauten. Dieses klägliche Zeichen vollkommener staatlicher Ohnmacht gab den zur Schwertlösung der Orientfrage entschlossenen Balkanverbündeten den letzten Anstoß zum Losschlagen.

Hatte Tittoni noch vier Jahre zuvor als Minister des Äußern in der italienischen Kammer spöttisch gefragt, ob man wirklich an ein Wiederaufleben der Völkerwanderung glaube, »an die Möglichkeit, daß die Slawen zu den Ufern der Adria hinabsteigen, die Albaner von dort verjagen und sich selbst an deren Stelle setzen könnten«, so machte der Verlauf des Krieges rasch solchen Spott zu schanden. Zwar rückten die Griechen nur zögernd und erst 1913 mit genügenden Kräften in den Epirus ein, die Serben hingegen riß und stieß schon im Spätherbst 1912 die ungestüme Sehnsucht nach dem offenen Meer über die vergletscherten Berge und durch die überschwemmten Täler Oberalbaniens zur Adria. Aber auch jetzt rüttelte die Albaner kein gemeinsames Schicksal empor, und auch dieses bedeutsame Stück Geschichte erlebten sie nicht bewußt handelnd mit. Zum Teil drang kaum ein Laut vom Lärm der nah sich abspielenden Ereignisse in die weltabgeschiedenen Schluchten dieser Hochalpen; in der Ljuma gingen erst dumpfe Gerüchte von irgendeinem Streit des Sultans mit irgendwem um, als die Serben schon, wenige Stunden da-

von, in Prizren standen. Zum andern Teil ließ die Verkapselung in Stammessondertum die Vorstellung eines allgemeinen Handelns gar nicht aufkommen; mit Verwunderung sahen die serbischen Soldaten auf ihrem Durchmarsch, wie sich der Albaner schon zu Wohl und Wehe des Nachbarortes durchaus gleichgültig verhielt. Und während die Griechen im Epirus von Hornissenschwärmen mohamedanisch - albanischer Banden unangenehm behelligt wurden, fochten nördliche Malissorenstämme Schulter an Schulter mit den Montenegrinern gegen die Türken; andere überfielen, alter räuberischer Gepflogenheit treu, Nachhut und Tross der Serben, deren Hauptmasse sie, durch die Zahl der Truppen und die Kühnheit des Unternehmens eingeschüchtert, nicht anzugreifen wagten.

Nach den Waffenerfolgen der Verbündeten schien die Aufteilung Albaniens unter Serbien, Montenegro und Griechenland beschlossene Sache, als plötzlich die alte verhängnisvolle Einmischungspolitik der Großmächte wieder fröhliche Urständ feierte. Die sich für die rechtmäßigen Erben der europäischen Türkei hielten, sahen die neue, die »siebente Großmacht«, den Balkanbund, mißtrauisch als Erbschleicher an, und da sie sich bei Kriegsausbruch nicht hatten einmengen können, wollten sie wenigstens beim Friedensschluß dabei sein. Daß Österreich-Ungarn zuerst auf dem Plan erschien, war nur ein sozusagen geographischer Zufall; hätten sich die Bulgaren Konstantinopel bedrohlich genähert, um, wie ihre Presse stolz

verkündete, die Dardanellenfrage ein für allemal zu lösen, wäre Rußland eifrig dazwischen gesprungen. So aber spiegelte der Gang der Dinge dem Ballplatz das Schreckgespenst eines großen südslawischen Staates an der Schwelle der Monarchie vor, der nicht nur im Schmuck jungen Lorbeers auf die Volksgenossen im Habsburgerreich erhöhte Anziehungskraft ausüben mußte, sondern sich auch mit dem freien Zugang zu Weltmeer und Weltmarkt der wirtschaftlichen Bevormundung durch die österreichischen Großindustriellen und magyarischen Großgrundbesitzer entrafft hätte. Entschlossen, eine Festsetzung der Serben an der Adria deshalb als Verletzung ihrer »legitimen Interessen« auf keinen Fall zu dulden, entdeckte die Regierung des Grafen Berchtold für ihre Politik *extra muros* die Reize des Nationalitätenprinzips und ergänzte die allgemeine Losung: Der Balkan den Balkanvölkern! durch das Schlagwort: Albanien den Albanern!

Abseits der hier und da verkrümelten und ganz einflußlosen Intellektuellen von der Art Derwisch Himas, fand die Parole bei denen, die sie zunächst anging, freilich nicht mehr Widerhall als die Erklärung der Menschenrechte in einem Kannibalenvölkchen. Zwar entfaltete in Valona unter dem mit allen Wassern gewaschenen, von allen Hunden gehetzten, in allen Sätteln gerechten Ismail Kemal Beg eine »provisorische Regierung« feierlich eine bunte Fahne, verhandelte höchst würdevoll »im Namen Albaniens« mit den Mächten, entsandte sogar einen Vertreter in die Internationale Kontroll-

kommission und band auch sonst Europa den schönsten Bären auf. Denn nicht nur war diese »Regierung« einen Steinwurf von Valona entfernt ein Gegenstand des Spottes und noch einen Steinwurf weiter überhaupt unbekannt, sondern allenthalben im Lande bildete jeder der an Geld und Einfluß reichen Feudalherren eine solche vorläufige Regierung, der mächtige und verschlagene Essad Pascha in Durazzo, Omar Pascha in Fieri, Akif Pascha in Elbasan, Prenk Bib Doda in Oroši, Ded Zogu in Alessio und Vat Maraši in San Juan di Medua, vor der Nase der internationalen Besatzungstruppen von Skutari. Jedem dieser Magnaten lag spottwenig an der national-albanischen Sache, aber alles an der Befestigung und Erweiterung seiner eigenen Hausmacht; soweit sie von einer andern Macht, sei sie, wer sie sei, darin Unterstützung erhofften, waren sie bereit, eine Strecke Wegs mit ihr zu gehen; darüber hinaus wollte einer von dem andern und alle zusammen von Europa nichts wissen. Von der Masse der Bevölkerung dagegen verhielten sich die Pachtbauern gegen den Autonomiegedanken ablehnend oder teilnahmslos, und die Bergstämme wußten im Durchschnitt weit weniger von einer albanischen Frage als der Zeitungsleser in Berlin und Wien, Paris und London, Petersburg und Rom.

Dafür ging außer Deutschland, das seit geraumer Weile mit der österreichischen Balkanpolitik durch Dick und Dünn trottete, die Consulta nur zu gern auf die Pläne und Vorschläge des Ballplatzes ein, denn dem italienischen Imperialismus lag noch weit mehr als

der österreichischen Politik daran, sich die Aussichten auf die Adriaherrschaft nicht durch Festsetzung des Balkanbundes in Valona und Durazzo verscherzen zu lassen, und da schon 1904 Goluchowsky und Tittoni sich für alle Fälle auf die Autonomie Albaniens festgelegt hatten, einigten sich die beiden Nebenbuhler neuerdings auf dasselbe Ziel, in der sicheren Erwartung, der eine, daß diese »Selbstverwaltung« des Landes die österreichische, der andere, daß sie die italienische Vormachtstellung decken werde. Damit trat nicht allein der Dreibund geschlossen für den albanischen Staat ein, sondern auch das britische Kabinett war dieser Kunstschöpfung nicht abgeneigt, um Italien für die Zukunft zu seinem Dankesschuldner zu machen. Petersburg dagegen, unterstützt von Paris, ging für die Ansprüche der Serben und Griechen um so schärfer ins Zeug, als der Balkanbund russischem Einfluß zu entgleiten drohte und wieder fest verankert werden sollte. Da derart die Balkanvölker, wie so oft schon, nur die Figuren auf dem Schachbrett abgaben, auf dem die Weltmächte gegeneinander spielten, ward auch die Abgrenzung Albaniens eine Quelle der gefährlichsten Schwierigkeiten; Österreich und Italien zogen an dem einen, Rußland und Frankreich an dem andern Zipfel, und mehr als einmal war während dieser Verhandlungen Europa vom Weltkrieg nur durch eine dünne Wand von Seidenpapier getrennt. Schließlich entstieg im Hochsommer 1913 dem Tiegel der Londoner Diplomatenkonferenz ein Homunculus mit zu dickem Kopf und zu kurzen

Gliedern, dem das Zeichen der Lebensunfähigkeit an der Stirn geschrieben stand. Aber für den Gothaischen Hof- und Staatskalender wenigstens war das erbliche Fürstentum Albanien reif, und es verschlug auch nichts, daß die von der Internationalen Kontrollkommission aufgelesene und zusammengesuchte Abordnung von Feudalherren, die einem Prinzen zu Wied die Krone des Landes antrug, mit ebensoviel Recht im Namen des albanischen Volkes sprechen durfte, wie sich ein Familientag der Köckeritz und Itzenplitz als Vertreter des deutschen Volkes gebahren könnte.

Mit der Errichtung des albanischen Staates verknäulte und verknotete sich die Balkanfrage aufs neue. Die Aufteilung Albaniens unter Serben und Griechen hätte den italienischen Imperialismus von der östlichen Adriaküste verscheucht, damit eine Gefahrenquelle für den Dreibund geschlossen und den Balkanbund zu einem starken Bollwerk gegen jedwede europäische Eroberungspolitik zusammengehämmert. Die Verhinderung dieser Aufteilung ließ allen italienischen Ränken auch in Zukunft freie Hand, hielt für die einmischungslüsternen Mächte jederzeit eine Luke offen, riß, vielleicht in der Absicht, jedenfalls in der Wirkung, den Balkanbund mitten durch und warf das in seinem heißesten Sehnen enttäuschte Serbentum in tödlichen Groll: von dem Novembermontag, da der österreichische Gesandte in Belgrad dem serbischen Ministerpräsidenten den unabänderlichen Entschluß seiner Regierung in der Adriafrage übermittelte, führt eine gerade Linie zu

dem Junisonntag, da ein paar unselige Wirrköpfe die Schüsse von Sarajevo abfeuerten.

Die Albaner selbst brachte der Gewinn ihrer »Freiheit«, »Unabhängigkeit« und »Selbständigkeit« vom Regen in die Traufe. Zwar schmeckte die Aufteilung ihres Landes nach Fremdherrschaft, wenn auch im Süden längst der Boden für die griechiche Staatlichkeit bereitet war und auch die oft behauptete eingeborene Rassenfeindschaft zwischen Südslawen und Albanern ein Märchen ist; der alte Recke Marko Miljanov schildert in seinen Erinnerungen die albanischen und serbischen Stämme, die im montenegrinischen Grenzgebiet ewigen Krieg gegen die Türken führten, nach Wesen und Gewohnheiten wie Blätter desselben Baumes, Dositej Obradović hörte auf seiner Reise durch Albanien von Eingeborenen, daß sie mit den Serben wie eine Familie und ein Stamm lebten, und wie die Kuči im östlichen Montenegro durch einen unmerklichen und langsamen Anpassungsprozeß aus katholischen Albanern zu orthodoxen Serben geworden sind, so gaben sich auch die 1913 an Montenegro gefallenen orthodoxen Albaner den während des Weltkriegs in ihr Gebiet eindringenden Österreichern gegenüber schon stolz als Serben aus. Aber nationale Anziehung hin, nationale Abstoßung her: vor allem war der Siegeszug der Balkanstaaten der Vormarsch der bürgerlichen Revolution! Wo die bulgarischen, serbischen oder griechischen Fahnen wehten, sanken die Trutzburgen des türkischen Feudalismus in Trümmer, sprangen seine Leibeigenen als freie Bauern ans Tageslicht. Auch

in Albanien hatten Serben und Griechen die große geschichtliche Sendung, die Zins- und Fronfesseln der *Čifčijas* zu zerbrechen und die Riesenflächen der Čifliks in freie Bauerngüter zu zerschlagen. Triebhaft empfand die niedergehaltene und ausgepreßte Masse des albanischen Volks, daß die Bajonette der Balkanstaaten einer sozialen Revolution den Weg öffneten; solange die serbischen Bataillone im Lande standen, weigerten die Fronbauern ihren Herren den schuldigen Zins und wehrten sich nach dem Abzug der Serben mit den Waffen gegen seine Beitreibung, landhungrig stiegen sogar die Klementi von ihren Bergen herab und bemächtigten sich, zur Aufteilung unter die Stammesgenossen, eines ausgedehnten Staatsguts an der Matimündung. Ähnliche revolutionäre Auftritte begleiteten den Einmarsch der Griechen in den Epirus. Wie darum Frankreich nach 1789 die Elsässer deutschen Stammes und deutscher Sprache und selbst die rheinischen und pfälzischen Bauern durch die Segnungen der bürgerlichen Revolution innerlich eroberte, so mußte die Eingliederung in Serbien und Griechenland dank der sozialen Umwälzung, die sie mit sich brachte, und dank dem Mangel an Nationalbewußtsein, den sie vorfand, von der Masse der Albaner nicht als Aufzwingung, sondern als Abschüttelung eines Jochs empfunden werden.

Die Gründung des Fürstentums aber schaltete Albanien aus dem großen sozialen Umschichtungsprozeß aus, der in den letzten Gebietsstrichen der Balkanhalbinsel die türkische Lehnsherrschaft durch die bürgerliche Rechtsordnung

ersetzte, und verewigte hier überlebte Grundeigentumsverhältnisse und veraltete Wirtschaftsformen. Ohne sich freilich über die gesellschaftlichen Voraussetzungen ihres Werkes den Kopf zu zerbrechen, glanbten die Diplomaten der Großmächte, aus ein paar Dutzend Quadratmeilen und etlichen Hunderttausend Menschen einen Staat ebenso schaffen zu können, wie man aus Mehl, Milch, Butter und Zucker einen Kuchen backt. Aber für einen Staat des zwanzigsten Jahrhunderts bedurfte es anderer Baustoffe als Fronbauern des Mittelalters und Gentilgenossen des Altertums, und auch der Wille zum Staate war ohne die nötigen wirtschaftlichen und kulturellen Voraussetzungen nicht bei Menschen zu erwecken, die in ganz anderen sozialen Bindungen lebten. Bei Serben, Bulgaren und Griechen hatte die ihres Volkstums sich bewußte und zur Selbständigkeit drängende Masse Steine und Mörtel des Staatsbaus abgegeben; bei den Albanern war nichts als der bändergeschmückte Richtbaum zur Krönung des Dachstuhls vorhanden. Auf keine Gesellschaftsschicht konnte sich der Fürst als schier einziger Träger des Staatsgedankens stützen, denn nirgends kam die Durchführung des Londoner Beschlusses einem lebendigen Wunsch und Bedürfnis des Volkes entgegen und nirgends regte sich ein tieferes Gefühl für die historische Bedeutung der Stunde. Die Handvoll Intellektueller, die ehrliche albanische Patrioten waren und sich zu einer fanatischen Nationalpartei zusammenschlossen, vermochten so wenig die Grundlage des Staates zu sichern wie der Schwarm Laz-

zaronis, die in dem Fürsten ein langersehntes Dukatenmännchen stürmisch begrüßten. Die Bergstämme erfuhren zum großen Teil überhaupt nichts von der Wandlung, die sich außerhalb ihres Gesichtskreises vollzog, und kümmerten sich auf jeden Fall nicht darum; noch den sich 1915 zur Adria durchschlagenden Serben wußten katholische Albaner nichts anderes zu erzählen, als daß der Fürst ein Lateiner und Essad Pascha ein Türke sei; nur wo Österreich durch die Patres und Fratres einigen Einfluß auf Malissoren und Miriditen hatte, schickten sie wenige Hundert Mann als Leibgarde. Auch bei den *Ćifčijas* stieß Staatsgründung und Fürstenankunft wo nicht auf offene Feindseligkeit, so doch auf tödliche Gleichgültigkeit, denn schon durch die Wahl Durazzos als Residenz und mehr noch durch die Zusammensetzung seines Ministeriums bewies der deutsche Feudalherr, daß seinem Gedankenkreis ein Rückhalt bei den albanischen Feudalherrn weit näher lag als die schreiend nötige Bauernbefreiung. Aber was diese Feudalen an tatsächlicher Macht hinter sich hatten, dachten sie nicht einmal im Traum in den Dienst des Staates oder zur Verfügung des Fürsten zu stellen. Auch so weit sie nicht mit den Türken gemeinsame Sache machten oder mit den Serben unter einer Decke steckten oder die Geschäfte der Italiener besorgten, sahen sie in dem Herrn vom Potsdamer Kasernenhof nur eine Puppe ihrer Machtgelüste. Wehe, wenn ihm beikam, die lustige Feudalanarchie im Lande zu stören!

Wie mit dem inneren Halt war es mit der

äußeren Hilfe für den jungen Staat übel bestellt. Gab der Dreiverband kein Holz her, um Stützbalken für das Fürstentum Albanien zu zimmern, so stand im Dreibund Deutschland den Dingen zu fern und Österreich und Italien lähmten einander durch Eifersüchteleien und Wühlereien, obwohl das Finanzkapital beider Länder sich über die gute Beute zu verständigen und mit Beiträgen halb und halb die albanische Nationalbank zu gründen suchte. Allein auf weiter Flur fand sich nur zu schnell der arme Fürst, der so stolz mit einer Staats- und einer Handelsflagge wie mit einer Fürsten-, Fürstinnen- und Kronprinzenstandarte gelandet war, und alles, was er herauszuschlagen wußte, war ein Vorschuß von lumpigen zehn Millionen auf die ihm zugesicherte Anleihe von fünfundsiebzig Millionen Franken. Wahrlich, der bierselige Studentensang:

Ganz Europa wundert sich nicht wenig,
Welch ein neues Reich entstanden ist,

kam dem zu Sinn, der diesen Staat auf Vorschuß und seine einzigartige Regierung betrachtete, einen Finanzminister ohne Steuern, einen Kriegsminister ohne Heer, einen Unterrichtsminister ohne Schulen, einen Justizminister ohne Gerichte und einen Arbeitsminister, der selbst der gottgewollten Faulenzerei ausgiebig frönte.

Daß auch die Persönlichkeit des Fürsten eine Niete war, spielte kaum eine Rolle, denn vor der Ungunst der Verhältnisse hätten auch Cromwells Tatkraft, Machiavells Verschlagenheit und Napoleons Weitblick, in einem Mann vereint,

gleich schmählich kapitulieren müssen. Aus Nichts war nichts zu machen, und der albanische Staat nahm nicht etwa ein schnelles Ende, sondern erlebte überhaupt keinen Anfang. Südalbanien ging sofort über Bord. Auf Drängen der Mächte zogen sich die Griechen aus den Bezirken Gorica, Kolonia, Leskovik, Argyrokastro und Delvino nur zurück, um den »heiligen Scharen« und der provisorischen Regierung der Epiroten unter Christaki Zographos Platz zu machen. Der Bewegung, die mit Ermordung oder Verjagung der mohamedanischen Begs, Niederbrennung ihrer Kastelle und Aufteilung ihrer Ländereien ganz den Charakter eines Bauernkriegs trug, vermochte man von Durazzo weder durch Gewalt noch durch Güte Herr zu werden.

Im Gegenteil erbitterte der Versuch, gegen den Süden Milizen auszuheben, die dem Heeresdienst widerstrebenden Bauern und die der Schaffung fürstlicher Macht abgeneigten Feudalherren gleichermaßen. Aus den Landschaften Shjak, Kavaja, Tirana und Lushnja, wo schon vor der Ankunft des Wieders Hodschas mit dem Koran in der Hand die Moslems gegen den »Gjaur Fürst« aufgewiegelt hatten, rückten unter Arif Hikmet starke Rebellenhaufen heran, zusammengesetzt aus land- und freiheitshungrigen Fronbauern, aber geleitet durch Weisungen der Grundherren und nicht unberührt von türkischen, serbischen und italienischen Einflüssen; keine einheitliche Stimmung deckte das Verlangen ihrer Führer nach Abreise des Fremdlings und Rückfall des Landes an den

Sultan. Da die Feudalherren mit der versprochenen Unterstützung immer im entscheidenden Augenblick hinter dem Berge hielten und die wenigen Malissoren und Miriditen sich gegenseitig die Köpfe entzweischlugen, bestanden die Streitkräfte des Fürsten nur aus einem Kunterbunt internationaler Abenteurer, und keine Stunde lang reichte die Macht seiner Regierung auch nur so weit wie die Geschütze des vor Durazzo liegenden Mächtegeschwaders. Die Geschichte hatte schon unter die Akten des Fürstentums ihr barsches: Erledigt! geschrieben, als der Weltensturm losbrach und mit der Abreise Wilhelms des Ersten und Letzten der Vorhang über einem Rüpelspiel fiel, ehe es vollends zum Trauerspiel wurde.

IV

An dem inneren Wesen der albanischen Frage hat der Weltkrieg nichts geändert.

DIE MAKEDONISCHE SPHINX

Daß sich selten nur ein deutscher Ödipus um das Rätsel der makedonischen Sphinx mühte, entsprach der Jahrzehnte herrschenden allgemeinen Gleichgültigkeit gegenüber Balkanfragen überhaupt.

Mit dem Bau des eigenen Hauses beschäftigt, kümmerte sich das deutsche Volk bis 1870 wenig darum, was im Südosten Europas für ein Kalk gelöscht und für ein Mörtel bereitet wurde. Aber gerade die Kämpfe, unter denen es zu seiner staatlichen Einheit durchdrang, blieben nicht ohne Einfluß auf die Freiheitsbestrebungen des Balkanslawentums. Nur Österreichs, ihrer Hauptstütze und Schutzmacht, Schwächung bei Königgrätz zwang 1867 die Pforte zur Räumung der letzten Festungen auf serbischem Boden; Fürst Michael entbot König Wilhelm ausdrücklichen Dank dafür, daß die preußischen Siege die Belgrader Festung in serbische Hand gebracht hätten. Die Siege von 1870 wiederum erlaubten durch Zurückdrängung Frankreichs, das England in seiner auf Erhaltung der Türkei gerichteten Politik am entschlossensten zur Seite stand, Rußland

den Beginn neuen Vormarsches auf dem Balkan und ließen so auch die slawische Raja wieder Morgenluft wittern. Doch diese Rückwirkung seiner eigenen Bewegung auf die Ereignisse in Südosteuropa blieb im deutschen Volke fast unbemerkt, denn wo so lange alle politischen Uhren stillgestanden hatten, bedurfte es meist eines Winks von oben, ehe sich das Siebenschläfertum des Durchschnittsbürgers in Eifer für eine politische Sache wandelte.

Bismarck aber beschäftigte das Schicksal der europäischen Türkei nur insofern, als der Wettbewerb um ihr Erbe einen sehr unerwünschten Keil zwischen Österreich-Ungarn und Rußland zu treiben drohte, die mit Deutschland zu einem festen Damm der drei konservativen Kaisermächte gegen die demokratische Flutwelle zusammenzufügen, Hauptstück seiner Politik war. Dem eigentlichen Inhalt der Balkanfragen konnte niemand ferner stehen als er. Auf dem Berliner Kongreß war er darum der rechte Vermittler zwischen auseinanderstrebenden Richtungen, und eben deshalb brauchte er später keinen inneren Widerstand zu überwinden, als er durch den Rückversicherungsvertrag dem Zarismus gegen die Verpflichtung der Neutralität in einem deutsch französischen Kriege freie Hand in Bulgarien und Konstantinopel verbürgte. Leichthin sprach der erste Kanzler, um das geflügelte Wort von den Knochen des pommerschen Grenadiers ganz aus dem Spiel zu lassen, von dem »bißchen Hercegovina«, zuckte die Achseln über »die

naticnalen Fragmente, welche die Balkanhalbinsel bevölkern«, sah im Freiheitsdrang der Südslawen nur Sehnsucht nach Völlerei, Gaunerei und Schlägerei ohne Einmischung von Polizei und Gericht, erklärte vor versammeltem Reichstagsvolk die Freundschaft von Rußland für viel wichtiger als die von Bulgarien und allen Bulgarenfreunden im eigenen Lande, und auch nach seiner Entlassung fuhr die ihm dienstbare Presse stets mit eiskaltem Wasserstrahl dazwischen, wenn sich das deutsche Volk, wie bei Stambolovs Ermordung, für etwas Balkanisches erhitzte.

Aber war Bismarck wenigstens nicht auf die unbedingte Erhaltung der Türkei eingeschworen, so erschien, seitdem die deutsche Finanz-, Industrie- und Weltpolitik den Balkan und Vorderasien in ihren Interessenkreis einbezog, das osmanische Reich als Vorwerk der Bestrebungen, deren Richtung die anatolische und die Bagdadbahn angab, und die an seinen morschen Grundpfeilern in Europa rüttelnde christliche Raja erwarb sich das redliche Mißfallen der Berliner Staatskünstler; ein Bülow hüpfte, unter der Losung: Keine aktive Orientpolitik! über die makedonische Frage mit ein paar leichtfüßigen Scherzchen hinweg.

Auch den besitzenden Schichten stach bei jeder Erhebung von Balkanslawen gegen ihre angestammten türkischen Herren der »Ludergeruch der Revolution« in die Nase. So glühend sich einst das hungrige vormärzliche Bürgertum für den griechischen Aufstand begeistert hatte, so hundeschnäuzig kalt ließ der nicht

minder bedeutsame südslawische Freiheitskampf die satte nachmärzliche Bourgeoisie; statt daß ein Wilhelm Müller in feurigen Liedern diese Unabhängigkeitsbewegung feierte, sahen Müller und Schulze mit dem ganzen Emporkömmlingstum einer Nation, die vor kaum hundert Jahren noch Europa selbst zur Zielscheibe platten Spottes gedient hatte, in den Widersachern des Osmanentums verächtliche »Lausevölker« und in ihrem Leiden und Ringen billige Operettenstoffe.

Zum Überfluß gewöhnte sich Deutschland daran, Balkandinge statt mit eigenen Augen durch die Brille des Bundesgenossen an der Donau zu betrachten, und den Soldschreibern des Ballhausplatzes fehlte nun schon alle Fähigkeit und Neigung, das, was jenseits von Save und Drina zischte und kochte, überhaupt als ernstes Problem aufzufassen. So dachte, wenn das Stichwort: Bulgarien! fiel, der deutsche Pfahlbürger nicht an die zähe Arbeit eines aufsteigenden Volkes, sondern an eine Cyrano de Bergeracs Neid erweckende fürstliche Nase. Die Serben gar waren bei uns lange Zeit das bestverleumdete Volk Europas; ihr ehrlichstes Streben entriß sie nicht dem Fluch der Lächerlichkeit, bis sich an der Juli- und Augustwende 1914 an einer serbischen Angelegenheit der Weltbrand entzündete und Hinz und Kunz das Lachen gründlich verging. Aber bis dahin fand der deutsche Zeitungsleser in seinem Leibblatt all die gepfefferten Geschichtchen über tobsüchtige Reden des Kronprinzen Georg und hinterhältige Ränke Pašićs, über geheimnis-

volle Vorgänge im Belgrader Konak und blutrünstige Verschwörungen in der *Narodna Odbrana*, die, vollkommen freie Erfindungen, ein davongejagter serbischer Beamter durch eine Winkelkorrespondenz in die Wiener Kaffeeklatschpresse brachte und auf diesem Wege in die weite Welt sandte.

Die Kriegslehren vermittelten eine andere Meinung nicht nur über die militärischen Leistungen Serbiens. Die deutsche oberste Heeresleitung lernte in den Serben einen mit unerbittlicher Tatkraft und zäher Ausdauer tapfer kämpfenden, ebenbürtigen Gegner schätzen, und staunend standen unsere Soldaten vor einem Lande, das selbst im kleinsten Dorf eine meist stattliche Schule aufwies, und vor einem Volk, daß jenachdem durch hilfreiches Entgegenkommen oder durch taktvolle Zurückhaltung angeborene Herzensbildung offenbarte.

Vor dem Weltkrieg aber ging auch Demokraten und Sozialisten in Deutschland das tiefere Verständnis für die balkanslawische Bewegung ab. Marx und Engels schoben zwar schon 1848 und während des Krimkrieges die Türken als »ganz heruntergekommene Nation« bei Seite, beklagten ihre Anwesenheit in Europa als »ernsthaftes Hindernis für die Entwicklung der Hilfsquellen der thrako-illyrischen Halbinsel« und betrachteten die europäische Türkei als das natürliche Erbteil der südslawischen Rasse, inbesondere ihres fortgeschrittensten Volkes, der Serben. Aber während der Gärung auf dem Balkan in den siebziger Jahren wurzelte in beiden die Überzeugung von einer

nahen russischen Revolution als dem Vorspiel einer allgemein europäischen Revolution so fest, daß sie alles verwarfen, was irgend den Losbruch in Rußland verhindern oder verschieben konnte, und die Erhebung der Balkanslawen hatte wahrscheinlich den russisch-türkischen Krieg, den Sieg und die Erstarkung des Zarismus, damit die Verzögerung der russischen und europäischen Revolution zur Folge. Aber was bei den Altmeistern des wissenschaftlichen Sozialismus dem Vertrauen auf die allgemeine Umwälzung entsprang, bei dem auch die Raja der Türkei zu ihrem Rechte kommen mußte, wandelte sich bei den kleineren Göttern in blinde Türkenfreundschaft. Weit entfernt, in den Aufstandsgelüsten der vom Osmanentum unterjochten Völker Zuckungen einer bürgerlichen Revolution zu sehen, fand der alte Liebknecht im Rubel auf Reisen die befriedigende Erklärung für die ganze Gärung auf dem Balkan und hielt so ungeschichtlich wie nur möglich die Unzufriedenheit der türkischen Christen zu neunundneunzig Hundertstel für eine russische Lüge und das übrige Hundertstel zu neunundneunzig Hundertstel für russisches Fabrikat! Die Auffassung von der europäischen Türkei als dem notwendigen Schutzwall gegen das Kosakentum und von den christlichen Balkanvölkern als gemeingefährlichen Weltfriedensstörern ging der deutschen Sozialdemokratie so in Fleisch und Blut über, daß zu Beginn des Balkankriegs von 1912 die Betrachtungen fast all ihrer Blätter auf diesen Ton eingestellt waren.

So versperrte der politische Stumpfsinn den einen, die politische Eigensucht den anderen, die sozialistische Überlieferung den dritten die Erkenntnis, daß die makedonische Frage für die makedonischen Bauern ein soziales, für die Balkanstaaten ein nationales und für die Großmächte ein imperialistisches Problem war.

I

Als soziales Problem entsprang die makedonische wie früher die serbische und dann die bulgarische Frage einer mittelalterlichen Grundeigentumsverfassung, die einer mohamedanischen Herrenschicht gestattete, ungestört von Recht und Satzung das erbarmungswürdige Elend des christlichen Landvolks auszubeuten.

Der feudal gebundene Bauer, den die osmanischen Eroberer der Balkanhalbinsel antrafen, war durch Gesetze gegen allzu harten Druck geschützt, weil sich auf seiner Arbeitsleistung der Wohlstand des Landes aufbaute. Ein Agrarstaat reinsten Wassers und an Herden zum mindesten reicher als das Königreich zu Anfang des zwanzigsten Jahrhunderts, führte das mittelalterliche Serbien, zu dem Makedonien beim Einfall der Türken gehörte, über Ragusa nach Venedig nicht nur Getreide und Flachs, sondern auch Vieh, Fleisch und Wolle aus, und gegen das Übergewicht des »slawischen« Weins auf ihrem Markt wehrten sich die Venezianer sogar durch Zölle. Da es aber dem osmanischen Militärstaat nicht auf eine

Steigerung dieser Wirtschaftsblüte, sondern lediglich auf Erhaltung seiner Ritterschaft ankam, teilte er das Land unter die Spahis auf, deren jeder von seiner Raja den Zehent eintrieb und sich Ausrüstung und Bewaffnung stellen ließ; statt dessen oder überdies lagen manchen Dörfern besondere Gefälle ob; bis weit in das neunzehnte Jahrhundert lieferten Ortschaften im Vilajet Kosovo dem Pascha der Provinz gezähmte Falken zum edlen Waidwerk.

Wurden anfangs diese Lehen nach des Inhabers Tod neu vergeben, so verwandelten sie sich allmählich in erbliche Spahiluks. Wenn deutsche Orientfahrer des sechzehnten Jahrhunderts wie Hans Ternschwamm und Ritter Gerlach die christlichen Bauern »wie eroberte, unterdrückte, gefangene Leut« schilderten, »deren sich keiner vor Furcht, Angst, Not und Zwang mehr rühren und den Kopf aufrecken darf«, und als »arme, von den Türken übel zuplagte Leute, denen sie ohne Unterlaß arbeiten müssen«, so erschien den Opfern türkischer Knechtung drei Jahrhunderte später jene Vergangenheit noch als liebliche Idylle, da der wohlwollende Spahi nur von zwei Getreidearten den Zehent begehrte und oft nur jede elfte Garbe Weizen, jeden elften Sack Mais für sich heischte und im übrigen den Bauern Schutz gegen Zwingherren und Wegelagerer gewährte. Ähnlich wie es den Bauern des Abendlandes vielfach bei ihrer Befreiung widerfuhr, kam die Raja vom Regen in die Traufe, als um 1850 die Reformgesetzgebung das Spahiluk abschaffte

und den Zehent verpachtete. Die Pächter, immer noch Spahi geheißen, waren nur in seltenen Fällen Christen, denn sie wußten, nicht zur Herrenkaste zählend und ohne Furcht einflößende Gewalt über ihre ärmeren Glaubensgenossen, keinen rechten Vorteil herauszuschlagen. Wo aber Moslems, Türken oder Arnauten, den Zehent durch Pachtung erwarben, traten sie als schonungslose Presser und Peiniger auf. Statt nur von Mais und Weizen trieben sie den Zins von jeder Fruchtart, auch von Hanf und Obst ein und quetschten oft ein Fünftel oder gar ein Drittel statt des Zehntels heraus, indem sie den Ernteertrag auf dem grünen Halm willkürlich zu hoch einschätzten oder, wo die Abgabe neuerdings in Geld gezahlt wurde, einen übertriebenen Marktpreis nach Gutdünken annahmen. Wagte je ein Christ einen Türken wegen dieser Unbill vor dem türkischen Gericht zu belangen, so verklagte er nur den Teufel bei seiner Großmutter. Auch war die Steuerverpachtung eine so munter sprudelnde Einkommensquelle für die Beamten, daß der Mißbrauch trotz der mehr als einmal feierlich verkündeten Abschaffung nicht auszurotten war.

Für jedes Stück Großvieh entrichtete der Bauer zehn, für jeden Hammel oder jede Ziege fünf, für jeden Bienenstock sechs Piaster; nicht selten hieb er die Obstbäume seines Gartens um, weil er die für jeden fällige Abgabe nicht zu erschwingen vermochte, und um mit Hängen und Würgen *Harać*, *Vergija*, *Mirija*, *Dimnica* und wie die Schröpfköpfe alle hießen, aufzubringen,

mußte auch der freie Bauer oft sein bißchen Vieh verkaufen oder geriet in rettungslose Schuldknechtschaft, da er, wenn ihm die Ziraatbank überhaupt ein Darlehen gab, neun bis zehn Prozent Zinsen und Gebühren zahlte und von seinem Acker höchstens vier bis fünf Prozent bezog.

Viele Spahis alten Schlags nutzten die Gelegenheit der Reformgesetzgebung, um gewaltsam ihr Lehen in Eigentum, ihre Zinsdörfer in Gutsdörfer, ihre Zinsbauern in Pachtsklaven zu verwandeln. Wo alle ökonomischen Beziehungen einfacher und durchsichtiger als im Abendland waren, offenbarten sich weit deutlicher nackte Gewalttat und schnöde List als Taufpaten der Grundherrschaft; so vielfältig ihre Entstehungsart war, stets erwuchs sie auf dem Boden der kläglichen Rechtlosigkeit eines eroberten und der übermütigen Allmacht eines Eroberervolks. Hier nahm sich vor Zeiten ein türkischer Übermensch ein Klostergut zu eigen, ohne daß die Mönchlein den Mut des Einspruchs fanden, dort nistete sich ein Osmane in einem Dorf ein und zwickte und zwackte die Einwohner so lange, bis sie ihr Land preisgaben und ihn als Gebieter anerkannten, hüben trieb die Furcht vor Räuberbanden die Bauern unter Botmäßigkeit und Schutz eines Grundherrn, drüben drückte die Verschuldung freie Eigner auf die Stufe gebundener Pächter herab; namentlich verschlechterte die Auswanderung großer slawischer Massen an der Wende des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts nach Österreich die soziale Lage der Raja.

Wenn der Beg oder Aga nicht selten ein Stück seines Besitzes selbst bewirtschaftete, so teilte er stets den größeren Rest in Lose, deren jedes er einer christlichen Bauernfamilie, oft einer ganzen *Zadruga*, in Erbpacht gab. Solange die Naturalwirtschaft in vollster Reinheit bestand, behielt das Verhältnis zwischen Beg und *Čifčija* einen gewissen patriarchalischen Anstrich, und allzu schlecht fuhr dieser nicht dabei. Als sich aber der überlieferte Feudalismus unter den Wirkungen des eindringenden Kapitalismus zu zersetzen anhub, als der Grundherr aus einer feudalen Arbeitsverfassung kapitalistische Gewinne herauszuschinden trachtete, bekam der Pachtbauer gallenbitter zu schmecken, was es für eine unterdrückte Schicht bedeutete, an die Kehre zweier Zeiten gestellt zu sein. Bis zum Beginn des neunzehnten Jahrhunderts entrichtete jedes *Čifčija*dorf als Gesamtheit einen billigen Pachtschilling in Getreide, Fett, Käse und Wolle, der je nach Kopfzahl und Landumfang der einzelnen Familien eingesammelt wurde. Sobald aber der Beg diese Erzeugnisse nicht mehr dem eigenen Verbrauch, sondern in größeren Mengen dem Markt zuführte, legte er, von Gewinngier gestachelt, jedem Haushalt den Pachtzins besonders auf; seit den vierziger Jahren forderte er ein Drittel, seit den sechziger Jahren gar die Hälfte des Ernteertrags; oft durfte der Pachtbauer nicht einmal den Zehent für den Spahi von der Gesamterntemenge abziehen, sondern mußte ihn von seinem kläglichen Rest begleichen. Dazu hingen, trotz der Bestimmungen des Hatischerifs von Gül-

hane, dem *Čifčija* Fronleistungen wie eine Kugel am Bein: mit Kind und Kegel robotete er Tage und Wochen auf den Feldern des Beg, karrte ihm Brennholz aus dem Walde, fuhr ihm seine Frucht oft Meilen weit auf den Markt und lieferte, wenn sich der Grundherr mit seinem Harem auf dem Čiflik zum Sommeraufenthalt einfand, Fleisch, Brot, Käse und Obst gegen ein huldvolles Nicken des Kopfes als Entgelt.

Den größeren Teil des Jahres, den der Beg in der Stadt verbrachte, übte er durch die Flurwächter strenge Aufsicht über Tun und Lassen der Pächter. Der Inhaber dieser oft erblichen Würde, durchweg Türke oder Arnaut, brachte das Übergewicht des einzigen Waffenträgers im Ort über die waffenlosen Bauern, des einzigen Angehörigen des Herrenvolkes über die rechtlose Raja durch grimmige Tyrannei zum Ausdruck und war oft der gefürchtete Despot des Dorfes. Die armen *Čifčijas* mußten ihm ein Pferd halten, den Schießbedarf zahlen, Kleidung und Pelz liefern und das Schuhwerk beschaffen; von allen Häusern reihum erhob er ein bis zwei Maß Getreide und bekam bei jeder Hochzeit und Taufe seine ausbedungenen Geschenke. Sogar die richterliche Gewalt maßte er sich an und unter den Dorfschönen schaltete und waltete er wie der Hahn auf dem Hühnerhof. Viele Volkslieder kündeten von den mehr oder minder erzwungenen Beziehungen der christlichen Mädchen zu dem Pascha im Kleinen, den der Feldhüter darstellte; bis Belgrad hinauf genoß vor anderthalb Menschenaltern der *Polnjak* Uzun-Ali in

der Gegend von Kumanovo eines besonderen Rufs, der, behaglich in der Stadt sitzend, von sieben verschiedenen Dörfern Einkünfte in die Tasche steckte, ohne je auch nur eine Mühe seines Amtes auf sich zu nehmen; daß ein solcher Vogt sich nach einer Reihe von Jahren das Geld für ein Čiflik zusammengeräubert hatte, verwunderte weder Groß noch Klein.

Von zwei Herren, Spahi und Beg, ausgesogen, zu Boden gepreßt von Druck und Last sonder Zahl, ohne Hilfe jeder Gewalttat preisgegeben, führte der Pachtsklave des makedonischen Grundherrn ein Leben, das den Namen kaum verdiente. Ob er mit den Seinen von früh bis spät in Feld und Flur schanzte, der Jahresertrag der Mühen einer ganzen Familie stellte nie höheren Wert als fünfhundert Mark dar. Davon strich, so es gut ging, der Spahi siebzig, der *Polnjak* dreißig ein, die Hälfte des Restes nahm der Beg, so daß der *Čifčija* knapp zweihundert Mark in Händen behielt und sich, wenn er die Aussaat für das nächste Jahr abzog, gerade den Mund wischen konnte. Schon seine Ahnen und Urahnen hatten mit ihrem Schweiß dasselbe Stück Land gedüngt, und als Erbe der Arbeit ganzer Geschlechter war ihm nichts überkommen als nacktes Elend; von schlechtem Brot und kümmerlichem Maisbrei sich nährend, kannte er ein wenig Fleisch nur an hohen Feiertagen, auf einer Strohmatte des bloßen Fußbodens schlief er und nannte nicht einmal das Dach der Hütte über seinem Haupte sein.

Je tiefer die Geldwirtschaft in die Poren der

Naturalwirtschaft eindrang, desto häufiger suchten die Grundherren die Erblichkeit ihrer *Čifčijas* abzuschaffen, um mit zwei- oder dreijährlich wechselnden Pachtbauern noch vorteilhafter zu wirtschaften. Fraßen aber Steuern und Schulden den kleinen Viehbestand des *Čifčija* auf und warf ihn der Beg aus dem Pachtverhältnis auf die Straße, so fand er, ohne Nutz- und Arbeitstiere, nur schwer wieder Unterschlupf als Pachtbauer. Sich mit seinem Anhang als Knecht verdingend, plagte er sich für wenige Piaster, für ein paar Scheffel Mais und etliche Handvoll Bohnen Tag und Nacht und sank doch in kurzem auf die tiefste Stufe leiblicher und sittlicher Verwahrlosung herab.

Verelendung der Bauern und Verfall der Landwirtschaft ergaben sich das eine aus dem anderen. Das Bewußtsein, für fremde Herren zu säen und in anderer Scheuern zu ernten, tötete in dem Bebauer der Scholle jeden Drang, durch bessere Arbeitsmittel und -arten ein Mehr aus dem Boden herauszuholen. Wie in den Tagen der Patriarchen betrieb der Makedonier den Landbau; schon der Eisenpflug war selten, die Egge ganz unbekannt, von Kunstdüngung und Fruchtwechselwirtschaft gar nicht zu reden. So ging der Ertrag immer mehr zurück; von einem Hektar wurden in den Vilajets Salonik und Monastir zwanzig, in Kosovo knapp achtzehn Hektoliter Weizen geerntet, kaum die Hälfte dessen, was der fruchtbare Boden bei richtiger Pflege hergeben konnte. Auch blieben immer größere Flächen brach liegen. Wenn Byron Alexanders des Großen Heimatland als

Wüste, nur ohne den Frieden der Wüste, vorfand, so wurden noch hundert Jahre später in der ganzen europäischen Türkei nur 8,26%, im Vilajet Monastir 7,30, in Salonik gar 6,21 und auch in Kosovo, wo es hoch kam, nur 10,61% des Bodens bestellt.

Der Mangel an Voraussetzungen für planmäßige Viehmast durch Futtermittelanbau und landwirtschaftliche Gewerbe, die widerrechtliche Aneignung der von alters her als Gemeineigentum geltenden Weiden und Wälder durch die Begs, die übermäßige Besteuerung der Haustiere jeder Art, die vollkommene Vernachlässigung der Zucht durch die Behörden, alles das vereinigte sich zur Zerstörung des Rind- und Hammelbestandes und machte Makedonien, namentlich in den letzten zwanzig Jahren, zu einem der viehärmsten Gebiete Europas; was an Hornvieh vorkam, war verkümmert und schwächlich, als Vorspann für schwere Pflüge durchaus ungeeignet und schon deshalb ein Hemmnis für die Entwicklung der Landwirtschaft.

Wie in allen Ländern mit verfallendem Ackerbau strömten die Arbeitskräfte immer zahlreicher ab, um als Sachsengänger einen Teil des Jahres in Bulgarien, Serbien und Griechenland zu verbringen; bald erschienen auch in Üsküb, Monastir und Salonik die verlockenden Maueranschläge des »Norddeutschen Lloyd«, des »*Transatlantique*« und der »*America Line*«; schon 1907 belief sich die Zahl der Amerika-Auswanderer auf mehr als Zehntausend. Was sie an erspartem Lohn heimschickten oder nach

Hause brachten, diente meist zum Freikauf der Pachtbauern, da auf der anderen Seite der Rückgang der Einkünfte und die Gewohnheit schwelgerischen Lebens die Begs zur Parzellierung und Vergantung ihrer Rittergüter zwang. Während Makedonien freie mohamedanische Kleinbauern schon immer gekannt hatte, entstanden mit Beginn des neunzehnten Jahrhunderts auch christliche Freibauerndörfer, früher allerdings nur in der unfruchtbaren Gebirgsgegend, da die fette Ebene Herrenland war und blieb. Meist wohnten Frei- und Pachtbauern in einem Dorf Haus an Haus; andere waren zugleich Pächter und Freibauern, da mancher Eigner zur halbwegs ausreichenden Ernährung der Familie zu seinem Besitz noch ein Stück vom Čiflik dazu pachtete. Aber trotz dieser Entwicklung waren zu Beginn des Jahrhunderts noch immer vier Fünftel der Anbaufläche Großgrundbesitz, und wie dort, wo der Grundherr von einer wirtschaftlich aufsteigenden Bauernschicht zurückgedrängt wurde, die Pachtsklaven noch härterem Druck unterlagen, so war das Schicksal des Freibauern gleichfalls dunkel genug, denn auch seines Fleißes Ertrag zehrten Zehent und Abgaben zu großem Teil auf, Verschuldung war oft sein Los, und unter der allgemeinen Unsicherheit litt er noch mehr als der *Čifčija*, der als Untertan eines Türken immerhin den Schatten eines Schutzes genoß.

Dieses von der Hand in den Mund lebende, verzweifelt arme Landvolk bildete die Grundlage des ganzen makedonischen Wirtschaftlebens, soweit es nicht überhaupt durch eine Mißernte,

Seuche oder Bandenbewegung unterbunden wurde. Da Elend und Zurückgebliebenheit den Bauern die meisten Bedürfnisse, oft auch die nach Kleidung und Schuhwerk, noch in der eigenen Hauswirtschaft befriedigen ließen, und die wenigsten Dörfer auch nur einen Kramladen aufwiesen, und außer einigen Dampfmühlen und -ziegeleien eine Industrie fehlte, war die makedonische Stadt nicht wie die des Abendlandes eine Werkstätte des Gewerbefleißes, sondern nichts als eine Zuflucht des Schmarotzertums: Renten und Raub verzehrend, hielten hier Begs und Agas, Amtsschreiber und Steuerpächter ihren kaum je unterbrochenen *Kef*, und nur armselige Handwerke, wie die der Opankenschuster, Saumsattelmacher und Kesselverzinner schlugen sich mehr schlecht als recht durch. Da über das makedonische Binnengebiet der Weltmarkt von allen seinen Gütern nur russisches Petroleum, österreichischen Zucker, französisches Zigarettenpapier, brasilianischen Kaffee, englische Baumwollstoffe und deutsche Messerklingen in geringen Mengen ausschüttete, drückte der Wegfall der bäuerlichen Masse als Verbraucher stark auf die Handelsbedeutung von Salonik, das, größter Einfuhr- und Stapelplatz der ganzen europäischen Türkei, mit einem Jahresumsatz von hundert bis hundertzwanzig Millionen Franken weit hinter seinen Entwicklungsmöglichkeiten zurückblieb. Aus seinem Hinterland führte es Opium, Paprika, Tabak, Trauben und Felle aus, ohne über eine passive Bilanz hinauszukommen, und während die ursprüngliche Fruchtbarkeit des

Bodens Makedonien den Beruf zuwies, eines der ersten Getreideversorgungsländer Europas zu sein, war selbst in durchschnittlichen Jahren die Getreideausfuhr Saloniks ganz geringfügig und wurde zuletzt von der jährlichen Korn- und Mehleinfuhr manchmal ums Doppelte, manchmal ums Zehnfache übertroffen.

Unentwickelt, verelendet und verrottet glich Makedonien noch im zwanzigsten Jahrhundert dem ländlichen Frankreich vor der großen Revolution dort, wo die Unerträglichkeit seiner Zustände am lautesten zum Himmel schrie. Dem hochmütig auf die Masse herabblickenden *Seigneur* des *ancien régime* entsprach der Beg oder Aga, dem unersättlich die Taschen vollpfropfenden *fermier général* der Spahi, dem von Feudallasten niedergewuchteten *paysan corvéable et taillable*, insbesondere dem *métayer*, der *Čifčija*. Wie die Zeitgenossen den französischen Bauern des achtzehnten Jahrhunderts als ein Halbtier mit der einzigen Sorge des Sattessens zeichneten, so schilderte Brailsford aus eigener Anschauung den makedonischen Bauern des zwanzigsten Jahrhunderts »geplagt, ausgebeutet, versklavt, sich nicht kümmernd um nationale Programme und nur begierig nach einem Tag, da er sein warmes Schaffell auf dem Rücken behalten, seine Tochter ohne Unehre verheiraten und den Ertrag seiner steten Arbeit in Ruhe verzehren kann«.

Damit das Elend der französischen Bauern in häufigen Hungerrevolten aufflammte, bedurfte es keines Feuerbrandes von außen, und auch unter dem makedonischen Landvolk war der

trockene Zunder gehäuft, den jeder Funke entzünden konnte.

II

Das nationale und das imperialistische Problem in der makedonischen Frage war das eine mit dem anderen eng verquickt, denn wo immer auf dem Balkan die Flamme einer nationalen Bewegung aufzüngelte, suchte flugs eine Großmacht ihr imperialistisches Süppchen daran zu kochen.

Allerdings begegnete das Erwachen der geschichtlosen Nationen in Makedonien größeren Hemmnissen, als etwa in Serbien mit seiner wenig gemischten und fast geschlossenen Bevölkerung. Schon der Name Makedonien bedeutete nicht für jeden das Gleiche. Die Bulgaren verstanden darunter alles Gebiet zwischen Balkan und Pindus, die Griechen nur die Provinzen Salonik und Monastir und die Serben beriefen sich darauf, daß bis in das neunzehnte Jahrhundert für alle Größen der Geographie und Kartographie erst südlich von Üsküb, Kratovo und Küstendil Serbien aufhörte und Makedonien begann. Aber da mit Auferstehung des politischen Begriffs Serbien auch die geographischen Begriffe ins Schwanken kamen, umfaßte der Sprachgebrauch allmählich unter Makedonien nicht nur die Gegend um Ochrid, Monastir, Vodena, Salonik, Dojran, Strumica, Seres und Kavala, sondern die drei Vilajets Kosovo, Monastir und Kosovo schlechthin, mit Ausnahme von Albanien also alles, was nach

1878 westlich des Balkans von der europäischen Türkei übrig blieb.

Obwohl im Zusammenhang mit der Heeresreform die Pforte 1844 zum ersten Male eine allgemeine Volkszählung angeordnet hatte, glitten noch zu Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts die Zahlenangaben über die makedonische Bevölkerung zwischen einzweidrittel und drei Millionen hin und her; bei dem Verhältnis der Nationalitäten gar, die tausendjährige Wanderungen und Verschiebungen hier abgelagert hatten, trat die alte würdige Dame Statistik als gefällige Gauklerin jeden Tag in anderen Farben auf. Hussein Hilmi Pascha sprach als Generalinspekteur Makedoniens mit dem schönen Gleichmut des Orientalen von zwei Mohamedanern auf einen Christen und auch v. d. Goltz Pascha nahm im Aufstandsgebiet von 1903 eine türkisch-griechische statt einer slawischen Mehrheit an, der Grieche Nikolaïdes stellte sechshundertfünfzigtausend Hellenen gegen nur vierhundertfünfzigtausend Slawen, der Belgrader Professor Andonović pinselte auf seiner ethnographischen Karte ganz Makedonien ebenso seelenruhig mit serbischer Farbe an, wie es der Sofioter Professor Iširkov auf der seinen bulgarisch übermalte, ein rumänisches Geographiebuch aus dem Jahre 1873 prahlte mit anderthalb Millionen makedonischer Walachen, und sogar albanische Nationalisten erhoben gelegentlich wegen der arnautischen Sprenkelung der westlichen Striche Anspruch auf den Hauptteil des Landes. Nur die Spaniolen, die aus dem Reich Ferdinands

und Isabellas der Katholischen vertriebenen Juden, machten nie viel Wesens davon, daß sie in Salonik mit rund vierundsechzigtausend Seelen gegenüber fünfundzwanzigtausend Türken und zweiundzwanzigtausend Griechen weitaus die Vorhand hatten.

In Wirklichkeit saßen, abgesehen von einer Anzahl geschlossener türkischer Siedelungen nordwestlich von Salonik und längs des Vardar und etwas über hunderttausend Pomaken, islamisierten und ihres Volkstums beraubten Slawen in der Nähe der bulgarischen Grenze, die Türken überall nur als herrschende Klasse, mit Land und Leuten nicht mehr verwachsen als vor Zeiten, da sie sich auf diesem Boden zum ersten Male aus dem Sattel schwangen, und zu nicht längerem Verweilen fähig als ihre Bajonette und Kanonen. Von den etwa achtzigtausend Makedo-Rumänen waren die Gebildeten und Begüterten dem Griechentum verfallen, und was die 1864 begonnene und später tatkräftiger durchgeführte Schulpropaganda von den armen walachischen Hirten und Handwerkern erfaßte, war allzu hoffnungslos von seinem Stammvolk getrennt, um eine kräftige nationale Entwicklung zu versprechen. Auch die Albaner, die der leere Magen aus ihren Bergen in die Ebenen trieb, standen an Gesittung so tief unter ihrer gewiß nicht fortgeschrittenen Bevölkerung, daß sie schnell deren Einfluß unterlagen; aus den Stammesbanden gelöst und in andere Umgebung verpflanzt, verwandelten sich die Arnauten, deren etwa hundertachtzigtausend hauptsächlich nach Ko-

sovo und Monastir eingedrungen waren, aus verwegenen und wilden Räubern rasch in fleißige und friedliche Ackerbauer und paßten sich in Sprache und Tracht den ansässigen Slawen und Griechen an.

Die wuchtige Mehrheit der Einwohnerschaft, durchaus südslawisch nach Herkunft, Art und Zunge, galt bis in die sechziger Jahre vorigen Jahrhunderts überall als griechisch. Zwar war Makedonien nie überwiegend von griechischem Volk besiedelt, denn die alten Hellenen betrachteten die Makedonen Philipps und Alexanders als Barbaren, und auch das politische Übergewicht während der Vorherrschaft von Byzanz vermochte die seit dem sechsten Jahrhundert eingewanderten slawischen Stämme nicht zu Griechen zu machen. Wohl aber gedieh alle höhere Lebensführung und feinere Bildung nur an der Sonne der griechischen Kultur und Verwaltung. Da sich in der Türkenzeit das ganze bißchen selbständiges Leben der Raja im geistlichen Gehege abspielte, die Bischöfe als einzige nicht mohamedanische Herren strahlend und prunkend über das graue Gewimmel der christlichen Herde emporragten und die geistlichen Konzile die einzigen Vertretungskörper der unterworfenen Völker darstellten, so klammerten sich alle nicht aus Glaubenseifer, sondern aus Selbsterhaltungstrieb an die Kirche, die, vom ökumenischen Patriarchen geleitet, griechisch an Haupt und Gliedern war. Für den nur nach dem Glaubensbekenntnis sondernden Türken gehörte darum jeder Orthodoxe zum *rum mileti*, zur romäischen,

zur griechischen Menge. Aber während das Patriarchat Jahrhunderte das Landvolk unter seinen Hirtenstab beugte, ohne ihm auch nur einen oberflächlichen griechischen Firnis verleihen zu können, hellenisierte es, im Bunde mit dem ausgebreiteten griechischen Handel, die Städter unwiderstehlich, denn wie sich der Bourgeois im Elsaß französische Sprache und Sitte aneignete, um über die deutsch redende Volksmasse erhöht zu sein, so war der Beitritt zum Griechentum für den makedonischen Slawen ein Zeichen sozialen Aufstiegs. Orte wie Seres und Kavala, die nach der Eroberung durch die Osmanen ganz türkischen Anstrich erhielten, nahmen allmählich innerlich wie äußerlich vollständig griechisches Wesen an.

Unter dem Einfluß westlicher Gedankenströmungen brach mit Beseitigung der selbständigen slawischen Patriarchate von Ipek und Ochrid 1766 und 1767 eine bewußte und planmäßige Hellenisierung der Balkanslawen an; noch im achtzehnten Jahrhundert begannen die griechischen Laienschulen in Makedonien ihre Tätigkeit und steigerten sie, als 1830 das Griechentum zu dem kirchlichen Mittelpunkt Konstantinopel noch den staatlichen Mittelpunkt Athen bekam. Aber da der Unterricht den weiblichen Nachwuchs übersah, mußte sich der Bauer selbst dort, wo er griechisch sprechen lernte, unter dem eigenen Dach der heimischen Mundart bedienen; die Muttersprache im ursprünglichen Sinne des Wortes blieb slawisch. Wenn die griechischen Statistiken um 1900 auch mit tausend Schulen und sechzigtausend

Schülern in Makedonien aufwarteten, und die alte soziale wie kulturelle Scheidung: Hie Hellene, hie Barbar! immer noch nicht allein Rumänen, sondern auch Slawen der griechischen Partei zuführte, so gab es neben zweisprachigen Ortschaften griechische Dörfer auf größerer Fläche doch nur nördlich vom Kastoriasee und die Ägäisküste entlang. Auch im Hinterland der vergriechten Städte überwog das Slawentum durchaus, so daß die Griechen in den Bezirken von Seres, Kavala und Karaferia nur ein Drittel, von Salonik ein Fünftel, von Drama ein Zehntel der Bevölkerung ausmachten.

Vor allem aber fing der Gegenstoß der bürgerlichen Revolution des Südslawentums die Hellenisierung der Makedonier gerade im besten Vordringen auf. Ließ die serbische Herrschaft über Makedonien im vierzehnten Jahrhundert mehr tote Denkmäler, Kirchen und Klöster, als lebende Zeugnisse zurück, so benetzte doch das Patriarchat von Ipek in der Türkenzeit namentlich den Altserbien genannten Landesteil mit dem geistigen Tau des Serbentums: ab und zu ergänzte ein makedonischer Mönch sein bißchen Wissen aus südslawischen Quellen; auch Paisi, Vorläufer der Erwecker des Bulgarentums, verdankte vieles den unter den Schutz der Habsburger ausgewanderten Serben. Wenn auch die Barre albanischer Siedlungen, die sich seit dem achtzehnten Jahrhundert über Amselfeld und Vardartal westwärts schob, tiefere Einwirkung der serbischen Bewegung auf die Südslawen Makedoniens verhinderte, und nach Wiederherstellung der serbischen Staatlichkeit

der osmanische Gebieter ängstlich den Verkehr zwischen den freien Serben und der slawischen Raja so viel wie möglich sperrte, war doch das Fürstentum ein Schein Morgendämmerung am Himmel der Unterdrückten, und das erste kyrillische ABC, das in Makedonien wie in Bulgarien gelernt wurde, kam durch serbische Lehrer aus serbischen Büchern. Auch fochten in den Scharen Karadjordjs Makedonier nicht nur als Mannschaften, sondern auch als Führer, ebenso wie das erwachende Bulgarentum entschlossene und erleuchtete Köpfe aus makedonischen Gauen unter seinen vorgeschobenen Posten sah; in wessen Herzen die Funken der südslawischen Revolution zündeten, die das ganze Land nicht in Brand zu stecken vermochten, den trieb eben nicht eine geheimnisvolle Stimme des Bluts, sondern das blinde Ungefähr der Gelegenheit entweder nach Nordwesten oder nach Osten, denn noch ahnte keine Seele, daß Serben und Bulgaren sich einmal nicht als Zweige desselben Stammes betrachten oder sich gar wegen Makedoniens in die Haare geraten könnten.

Die zersetzende Wirkung des mit dem Krimkrieg in die Halbinsel einfallenden abendländischen Kapitals, das beredte Beispiel der deutschen und italienischen Einheitskämpfe und das Blendwerk der napoleonischen Nationalitätenpolitik stärkten in den sechziger Jahren den Vorwärtsdrang des Balkanslawentums, und da Europa durch den Pariser Frieden die Erhaltung des osmanischen Reiches verbürgte, Rußland nach der Niederlage sich zu sammeln

Zeit brauchte, und Großveziere und Paschas die Reformen Reformen sein ließen, brach in den Balkanländern eine Stimmung durch, die auf der Appenninenhalbinsel die Losung: *l'Italia farà da sè!* geboren hatte. Niemals vorher und kaum jemals nachher hing der Gedanke eines Balkanbundes zur Abschüttelung des Türkenjoches so greifbar in der Luft wie in dem Jahrzehnt zwischen 1860 und 1870. Neben einer militärischen Verständigung mit Montenegro schloß Serbien ein Bündnis mit Griechenland, das die Entscheidung über die Zugehörigkeit Makedoniens einer Volksabstimmung anheimstellte; begeistert sah der Dichter Kaćanski auf der von Serben und Griechen befreiten Balkanhalbinsel Dušans große Zeit und des Perikles ruhmvolles Jahrhundert von neuem erblühen.

In den Köpfen des bulgarischen Radikalismus schlug der gleiche Gedanke Wurzel. Sein kühnster Kämpe, Rakovski, erwartete anfangs wie die Mehrzahl seiner Landsleute die Erfüllung aller patriotischen Hoffnungen von dem Eingreifen Europas und von den Reformen in der Türkei, bis ihm die Enttäuschung das Banner offenen revolutionären Kampfes aller Balkanvölker gegen die türkische Macht in die Hand drückte. Als echter Romantiker schwärmte er so von den Vorzügen des Bulgarentums wie der Vater Jahn von den Tugenden des Germanentums, aber wie die demokratischen Anhänger der *Omladina* zehrte er für die Zukunft von der Erkenntnis, daß ohne die Einheit aller Balkanchristen die eigennützige Einmischung

der Großmächte und der ewige Kampf zwischen den Völkern der Halbinsel unvermeidlich sei. In seinem Sinn arbeitete das Bukarester Emigrantenkomitee von 1867 auf die Verschmelzung von Serben und Bulgaren zu einem serbisch-bulgarischen Staat und Volk unter dem Zepter der Obrenović hin. Am wenigstens bildete diesem noch nicht im Sumpf eines chauvinistischen Partikularismus stecken gebliebenen Geschlecht Makedonien ein Streitfall, obwohl sogar der einflußreiche Führer des ungarischen Serbentums, Svetozar Miletić, 1863 neben Bosnien, Hercegovina und Montenegro unter den serbischen Teilen des vorgesehenen Bundes Altserbien und ein Stück Makedoniens als Heimstätte serbischer Sitte, Denkart, Neigung und Sprache aufführte. In einer 1867 erschienenen Streitschrift tat nach vieler Meinung Rakovski selbst dar, daß die Bulgaren ohne die Serben ihre Freiheit nicht erkämpfen könnten und deshalb, zumal angesichts der Blutsverwandtschaft beider Stämme, eine Grenzerweiterung Serbiens im Süden ruhig in Kauf nehmen dürften: »Von den Serben,« hieß es, »unterscheiden wir uns nur durch geringe mundartliche Differenzen. Der Serbe kann sich leichter mit dem Donau-Bulgaren verständigen, als der Süddeutsche mit dem Norddeutschen und der Neapolitaner mit dem Mailänder. Es gibt genug bulgarische Niederlassungen, deren Sprache der serbischen näher steht als der bulgarischen Schriftsprache. Es ist unmöglich, die Grenzen zu bezeichnen, wo der Sprache nach das serbische Volk aufhört und das bulgarische beginnt.«

Wie Rakovskis Anschauung lediglich unter der spärlichen radikalen Jugend und bei den dünngesäten Gewerbetreibenden westeuropäischen Schlags Anklang fand, so führte sie, nach seinem Tode von Levski und Ljuben Karavelov weiter gehütet, in den siebziger Jahren nur zu einigen Aufstandsversuchen, die im Blut ihrer Vorkämpfer grausam erstickt wurden. Von den *Čorbadžis*, den dem Türkentum ergebenen und dem Griechentum verfallenen Drohnen, und der wenig regsamen Masse der bäuerlichen Raja zu schweigen, waren aber die kleinbürgerlichen Schichten Bulgariens, die zünftlerischen Handwerker und Handelsleute, durch Lieferungen und Aufträge zu eng mit dem türkischen Reich verknüpft, um statt einer geziemenden Selbstverwaltung die gänzliche Loslösung zu wünschen. Ihren Widerstand gegen die griechische Hierarchie und Bourgeoisie belebte schon der Atem sozialer Auflehnung, aber den Türken gegenüber beharrten sie bei dem 1843 von einigen Dutzend bulgarischen Studenten in Odessa aufgestellten Programm, abseits jeder politischen Tätigkeit nur für die kirchliche Autonomie zu wirken, und bewährten sich als die eigentlichen Träger der Schul- und Kirchenbewegung.

Die wie Rakovski ihre Sache auf die Revolution gestellt hatten, verachteten den Kirchenstreit als unwesentliches und kleinliches Nebenher, da ihnen, wie 1832 dem Fürstentum Serbien, am Kampfziel die Befreiung vom geistigen und materiellen Druck des Patriarchats von selbst in den Schoß fallen mußte. Die es aber

mit den türkischen Oberherren nicht verschütten wollten, schrieben folgerichtig die Befreiung vom Fanar auf ihr Banner, da sie als Untertanen eines theokratischen Staates, der statt Volks- nur Glaubensgemeinschaften anerkannte, erst nach reinlicher Scheidung von der patriarchistischen Kirche als besondere Nationalität in den Registern gebucht werden konnten. Nachdem sie sich schon 1853 um Rußlands Hilfe bemüht hatten, bereiteten sie, um, zum Schein oder in Wahrheit, Frankreichs Neigung und Unterstützung zu gewinnen, unter Dragan Cankov einen Massenübertritt zum römischen Katholizismus vor. Aus Angst, sein bestes südslawisches Kanonenfutter zu verlieren, griff darauf der Zarismus ein, und der Furcht vor dem Wachstum russischen Einflusses auf die Balkanslawen entsprang der großherrliche Firman vom Februar 1870, die Geburtsurkunde des Exarchats.

Wurde ursprünglich keine der makedonischen Eparchien dem Machtbereich des Exarchats unterstellt, so gestattete der zehnte Artikel des Firmans die Angliederung aller Sprengel, in denen sich zwei Drittel der Einwohner dafür aussprechen würden. Der slawischen Raja waren vielfach die Sportelerheber des Patriarchen nicht minder verhaßt, als die Steuereintreiber des Padischa. Kam ein Bischof auf seiner üblichen Dienstreise in ein Dorf, so sammelte er nicht nur, neben einer Fülle von Naturalabgaben, zweihundertfünfzig Piaster für die Liturgie ein, fünfhundert für den Gottesdienst, fünfhundertfünfzig für die Wasserweihe,

fünfhundert für Heiraten unter Verwandten bis zum siebenten Grade, das Fünffache für jede Ehescheidung und das Drei- bis Sechsfache unter dem Namen Almosen, sondern die Ortschaft mußte auch seinen ganzen Schweif von Vikaren, Diakonen, Gramatici, Popen, Mönchen, Kaffeeköchen und Pfeifenreinigern ausgiebig ernähren. Diese Blutegel abzuschütteln, entschieden sich viele Slawen in Makedonien um so eher für das Exarchat, als sie den Gottesdienst in ihrer Sprache erhielten, und überdies die türkischen Behörden, froh, in die rebellische Christenheit einen Keil treiben zu können, die Bewegung unterstützten. Wenn auch nach Landesbrauch die Anhänger des Exarchats gemeiniglich Bulgaren, die Parteigänger des Patriarchats im Süden Griechen und im Nordwesten Serben genannt wurden, war gleichwohl die Zugehörigkeit zu Patriarchat oder Exarchat kein Bekenntnis zu einer Nationalität; nicht selten war von zwei Brüdern der eine entschiedener Patriarchist, der andere begeisterter Exarchist, und mit Verschärfung der Kämpfe, in denen die städtischen Zünfte ihr Gewicht sehr in die Wagschale warfen, »bekehrten sich« oft ganze Gemeinden unter dem Druck der Gewalt in kurzer Frist mehrere Male von der einen zur anderen und wieder von der anderen zur einen Kirche.

Wenn Belgrad den Firman von 1870 als Sieg der gemeinsamen balkanslawischen Sache über das Griechentum durch eine Festbeleuchtung der Stadt begrüßte, so wurde die serbische Regierung stutzig, als die bulgarische Propa-

ganda sich der Schulen des Exarchats bediente, um in den makedonischen Eparchien des früheren serbischen Patriarchats von Ipek für den künftigen bulgarischen Staat Furchen zu ziehen. Aber erst die Eigensucht der Großmächte warf endgültig Makedonien als Streitfall zwischen Serben und Bulgaren. Den durch und durch reaktionären Panslawisten, die in Rußlands Orientpolitik den Ton angaben, mißfielen die Serben, als vom »faulen Westen« angesteckt, wegen des demokratischen Unterklanges ihres Gemeinlebens; Fürst Milans Vertreter Protić bekam in Petersburg von Baron Jomini ganz unverblümt zu hören, daß ihnen an einflußreicher Stelle die kommunistischen Ideen sehr schadeten, die im Lande verbreitet seien. In den Bulgaren aber setzten die Slavophilen, wie sie bald merken sollten, sehr zu Unrecht, die gebührende Aufnahmefähigkeit für die slawisch-moskowitische Ideologie voraus, wie sie Dostojewski als Mystiker des von Byzanz übernommenen zweiköpfigen Russenadlers verkündete. Jene wurden denn 1876 und 1877 vom Zaren wie eine Sotnie Kosaken barsch in den Krieg gejagt, um in San Stefano mit einem Brocken abgespeist zu werden, diese erhielten in dem gleichen Frieden einen Staat, der als Brücke des Zarismus nach Konstantinopel nicht groß genug sein konnte und, mit langer Küste an Ägäis und Pontus stoßend, rund dreitausend Geviertmeilen mit ganz Makedonien umfaßte — der Begriff Altserbien war den siegestrunkenen russischen Generalen und Staatsmännern nur ein Papperlapapp. Obwohl

der Berliner Kongreß den geplanten Vasallenstaat des Zaren ostwärts über den Balkan zurückdrängte und Makedonien dem türkischen Besitzstand ließ, blieb von hier und heute das Großbulgarien in den Grenzen, die der russische Griffel auf die Karte gezeichnet hatte, lockendes Traumbild aller Sofioter Politik, und namentlich rechtfertigte die Zauberformel San Stefano jedes Streben nach dem Gewinn Makedoniens.

Schon in Berlin suchte das geprellte Serbien auf Rußlands achselzuckenden Rat Anschluß an die Donaumonarchie. Aber da sich Österreich-Ungarn mit Bosnien und Hercegovina »Herz und Kraft des serbischen Vaterlandes«, wie es der Dichter nannte, angeeignet und Serbien, seinen erhofften Schild- und Platzhalter auf dem Balkan, tödlich erbittert hatte, machte es den Belgrader Staatsmännern den Mund nach Makedonien wässerig: der Geheimvertrag von 1881 sicherte Serbien bei einer Grenzausdehnung nach Süden in aller Form die Unterstützung Wiens zu! So schürten die Großmächte nicht nur im allgemeinen durch Verhinderung des großen Balkanslawenreichs und durch Schaffung aufeinander eifersüchtiger Kleinstaaten das ewige Feuer der Zwietracht, sondern darüber hinaus schob Rußland Bulgarien voran und Österreich nickte Serbien aufmunternd zu, wenn jeder der beiden Staaten die Hand nach Makedonien ausstreckte.

An sich war Makedonien als die im Mittelpunkt des Balkans belegene Landschaft strategisch und ökonomisch der Schlüssel zur Vor-

machtstellung auf der Halbinsel. Wie Čomakov, der Führer der exarchistischen Partei der »Jungen«, schon 1871 den Anspruch des Bulgarentums auf Makedonien wegen des freien Zugangs zum Meer anmeldete, so entschied 1878 der Wille der Großmächte für Serbien die Frage, ob es ein Adria- oder ein Ägäisstaat werden solle. Die schon seit Miloš erstrebte Angliederung von Bosnien und Hercegovina und die gemeinsame Grenze mit Montenegro brachten Serbien an die Adria und verlegten seinen Schwerpunkt wie im Mittelalter an die Gestade des *more Dioklitijsko*. Die Trennung von Bosnien und Hercegovina und die Ausdehnung nach Süden verwiesen Serbien auf das Morava- und Vardartal als die natürliche Straße des westlichen Balkans zur Ägäis. Wenn auch die ersten Versuche im Kampf um die »ökonomische Emanzipation«, die Ausfuhr über Salonik zu leiten, nicht eben glückten, so erschien doch die Eroberung Makedoniens mit dem Vardartal immer dringender als Rettung vor der Umstrickung des Landes durch Österreich-Ungarn; mit langen Ziffernreihen taten nicht nur die Volkswirtschaftler die Unentbehrlichkeit Makedoniens für Serbiens wirtschaftliche Entwicklung dar, sondern auch Dichter wie Vojislav Ilić sahen prophetisch Serbiens weißen Adler über den Felshängen des Vardarufers die Schwingen spreizen und vernahmen das Geschmetter serbischer Hörner an des Vojvoden Dojčin Grab in Solun.

Der Bruderstreit zwischen Bulgarien und Serbien um Makedonien, wenn nicht entfacht, so

doch zur hellen Flamme angeblasen von den beiden um die Vorherrschaft auf dem Balkan ringenden Großmächten, war ein Geschenk des Himmels für das Osmanentum, das bald die »treue bulgarische Raja« gegen die anderen Stämme ausspielte, bald Griechen und Serben gegen Bulgaren hetzte. Nicht minder schadete er der südslawischen Sache zugunsten des Hellenentums, denn da jeder bulgarische Vorstoß die Flagge des Exarchats hißte, kam jeder serbische Gegenstoß dem Patriarchat zugute; lange Zeit standen Griechen und Serben Schulter an Schulter gegen die bulgarischen Ansprüche, bis auch sie sich wegen des Üsküber Bischofssitzes entzweiten.

Weil letzten Endes der Streit um des Kaisers Bart ging, nicht anders als befehdeten sich ein norddeutscher und ein süddeutscher Staat erbittert um die volkliche, sprachliche und politische Zugehörigkeit der Bevölkerung von Mitteldeutschland, hielten nur die wenigsten der von beiden Seiten für die Rechtsgültigkeit ihrer Wünsche angeführten Beweise unparteiischer Prüfung stand. Die beliebten Erinnerungen aus vortürkischer Zeit, da Makedonien bald bulgarisch, bald serbisch, bald byzantinisch war, hatten höchstens als historischer Wandschmuck bei patriotischen Feiern Wert, denn die mittelalterlichen Bulgaren- und Serbenreiche waren ebenso gewiß Territorial- statt Nationalstaaten, wie die Bezeichnungen bulgarisch und serbisch damals politische statt ethnischer Begriffe deckten. Und wenn sich die Zeit, die Makedonien unter bulgarischer Herrschaft stand, gut und

gerne gegen den Abschnitt aufrechnen ließ, da es sich serbischer Oberhoheit neigte, so hatten das neue Bulgarien und das neue Serbien nicht mehr geschichtliches Recht auf die von längst vermoderten Simeons und Dušans besessenen Gebiete als das Deutschland von heute auf die Grenzen des heiligen römischen Reichs.

Auch die Zeugnisse aus der Türkenzeit, die bald weiß, bald schwarz sagten, entflossen ganz anderer Anschauung, als sie sich die Gegenwart über Wurzel und Wesen eines Volkstums gebildet hat: aus Makedonien stammend nannte sich in venezianischen Druckwerken Jakov Traikov 1560 einen Bulgaren und um das gleiche Jahr Božidar Vuković einen Serben. Im gleichen Jahrhundert sprach der Franzose du Fresne-Canaye von einem Flecken nahe bei Üsküb als von einer bulgarischen Handelsstadt und der ungarische Geschichtsschreiber Bonfinius erwähnte Makedoniam, »*quam Serviam nunc appellant*«. 1622 berichtete Adam Werner von dem »Wasser Morava«, das »*Serviam* von *Bulgaria*« scheide, und 1641 unterschrieb sich der Bischof von Üsküb in einem Briefe an den Russenzaren: Simeon, Metropolit des serbischen Landes. Der letzte Patriarch von Ipek, Vasilije Brkić, erzählte 1771, daß in ganz Makedonien die Bulgaren zahlreicher seien als die Türken, und 1744 wandte sich die Zarin Elisabeth »an die edlen und ehrenwerten Herren des serbischen Landes in Makedonien«.

Von den Belegen aus dem neunzehnten Jahrhundert gingen gleichfalls zwölf auf ein Dutzend.

Wie die Wissenschaft erst seit dem Zuge Diebitschs nach Adrianopel eine annähernde Vorstellung von der Gestalt der Balkanberge gewann, so blieb noch weit hinter der geographischen die ethnographische Kenntnis der europäischen Türkei zurück; wenn der napoleonische Gouverneur von Cattaro, Oberst Vialla de Sommières, in seinem Reisewerk die Montenegriner gutgläubig als Hellenen und ihre Sprache als griechische Mundart bezeichnete, war das ein beiläufiger Schnitzer unter vielen, die seinen Zeitgenossen unterliefen. Da ferner bis in die siebziger Jahre in Makedonien die Streitfrage nicht: Bulgaren oder Serben?, sondern: Slawen oder Hellenen? stand, legten die meisten Forscher, wo sie von Bulgaren oder Serben redeten, das Gewicht auf die Feststellung, daß sie, der landläufigen Annahme zuwider, Slawen statt Griechen angetroffen hatten. Über die besondere bulgarische oder serbische Stammeszugehörigkeit dieser Slawen machten sich die durchschnittlichen Reisenden um so weniger Kopfzerbrechen, als ihre Sprachkenntnis zu feinerer Unterscheidung selten ausreichte; treuherzig bekannte Pouquéville, daß er beim Kastoriasee in das Gebiet der Bulgaren eingetreten sei und seine Zuflucht zu einigen in dem — serbisch sprechenden! — Ragusa aufgeschnappten slawischen Worten habe nehmen müssen.

An grober Unzuverlässigkeit litten selbst berühmte Karten. Derselbe Kiepert, auf dessen Angaben sich der Bismarck des Berliner Kongresses bei seinen ethnographischen Darlegungen über den Balkan stützte, verzeichnete 1876 Ost-

rumelien als von Bulgaren und fünf Jahre später als von Griechen bewohnt, und als die Völkerkarte der slawischen Wohltätigkeitsgesellschaft in Petersburg 1889 Makedonien als bulgarisches Gebiet angab, wurde es auf serbischen Einspruch in der zweiten Auflage »als Land, dessen ethnische Zusammensetzung nicht genügend geprüft worden war«, mit neutraler Farbe versehen.

Mehr noch konnte der Streit auf dem Felde der Sprache ausgefochten werden, da die geschichtliche Entwicklung nun einmal, statt eine gemeinsame südslawische Balkansprache zu schaffen, sowohl die westliche Mundart, das Serbische, wie auch den östlichen Dialekt, das Bulgarische, zum Range einer Schriftsprache erhoben hatte. Beides blieben gleichwohl Zweige derselben Sprache, und da es im Bereich des Schriftbulgarischen so gut wie des Schriftserbischen wieder unterschiedliche Dialekte gab, artete der Zwist um die Zugehörigkeit des Makedonischen zu einer wahren linguistischen Haarspalterei und Flohknackerei aus. Über die dumpfe oder helle Aussprache eines e erschienen dickwanstige Bücher, um die weiche oder scharfe Wiedergabe eines Zischlautes tobten homerische Kämpfe. Aber nicht einmal auf der Goldwage ließ sich der wahre Gehalt eines Wortes immer bestimmen, da die von der sich bekämpfenden Werbetätigkeit am weitesten Mitgerissenen zur höheren Ehre des einschlägigen Nationalismus anders zu reden sich mühten, als ihnen der Schnabel gewachsen war; Oblak schildert die ergötzliche Szene, wie

sich in seiner Gegenwart ein gut bulgarisch gesinnter Makedonier in Prilep auf Tod und Teufel vergeblich anstrengte, den scharfen serbischen Laut ć in bulgarischer Erweichung als ќ herauszubringen.

Je nachdem aber die unbefangene Forschung die Familienverhältnisse einer Sprache nach morphologischen oder phonetischen Merkmalen bestimmte, teilte sie dem Makedonischen einen Platz in der bulgarischen oder serbischen Gruppe zu. Erst Vratoslav Jagič wies dort, wo eine urwüchsigere und einfältigere Sprachwissenschaft vor einem Jahrhundert noch schroff getrennt hatte, vom Adriatischen zum Schwarzen Meer eine einzige Kette ineinander verfließender südslawischer Dialekte nach, in der das Makedonische die Übergangsmundart zwischen dem Serbo-Kroatischen und dem Bulgarischen darstellte. Damit fand sich die glatte Erklärung für die Tatsache, daß der Makedonier nicht etwa ebenso leicht bulgarisch wie serbisch erlernte, sondern vielmehr sein heimisches Bauernslawisch ebenso leicht zur bulgarischen wie zur serbischen Schriftsprache abschliff.

Da der Entwicklungsbegriff wie in die Linguistik auch in die Ethnographie eindrang, sprach seit Theobald Fischer die voraussetzungslose Wissenschaft von der Mehrheit der makedonischen Bevölkerung nicht mehr als von Bulgaren oder Serben, sondern einfach als von Makedoslawen und drang zum Kern des Problems vor, als die romantische Anschauung, die im Volksbewußtsein ein Ursprüngliches und Angeborenes sah, von der soziologischen Auf-

fassung abgelöst wurde, die das Nationalgefühl als Erzeugnis eines historischen Prozesses auf einer bestimmten Kulturstufe nachwies. In der Tat löschte bei den im Mittelpunkt der Balkanhalbinsel sitzenden Makedoniern die Hinabstoßung zu den geschichtslosen Nationen das Bewußtsein eigenen Volkstums noch gründlicher aus als bei den Stämmen, die sich häufiger mit der Außenwelt berührten, und weit später erfaßte sie die große soziale und kulturelle Umwälzung, die im Zusammenprall des gebundenen und beweglichen Eigentums die geschichtslosen Nationen wachrief. Bis zur Tätigkeit des bulgarischen Exarchats ermangelte die makedonische Raja jedes Nationalgefühls, und nicht an ihrem nationalen, sondern an ihrem sozialen Nerv wurde sie zuerst von der bulgarischen oder serbischen Propaganda gepackt. Wer dem makedonischen Bauern Erlösung aus dem Elend und Abschüttelung des Jochs versprach, war, ganz gleich, welche Fahne er dabei entfaltete, sein Mann. Nur naiven Betrachtungen erschien Serbien als das »Paradies der armen Leute«, und auch in Bulgarien seufzte und stöhnte die Armut, aber wenn der Makedonier sah, wie sich in den selbständigen Balkanstaaten freies Bauerngut an freies Bauerngut reihte, während er auf dem Čiflik das prunkvoll weiße Steingebäude des Gutsherrn vor Augen hatte, umgürtet von den ärmlichen Lehmhütten der besitzlosen Pächter, sprang ihn die Sehnsucht an, als Bulgare der Fron- und Zinspflicht ledig zu werden oder als Serbe den Pflug durch die eigene Scholle zu treiben.

So begannen die meisten makedonischen Aufstände mit Verjagung oder Niedermetzelung der Steuereintreiber, und die Bandenbewegung wirkte durchaus als soziale Revolution, indem die Begs aus Furcht zur Einsammlung des Naturalzinses in ihren Dörfern nicht mehr erschienen, von den aufatmenden Bauern weniger als die schuldige Hälfte des Ernteertrags erhielten, in ihren Einkünften geschmälert wurden und sich häufiger als bisher zu Zerstückelung und Verkauf ihres Gutes genötigt sahen.

Soweit die Propaganda in den *Čifčijas* ein Nationalbewußtsein erweckte, hatten die Bulgaren einen großen Vorsprung. Nicht nur waren sie zäher, unverdrossener und draufgängerischer als jeder andere Stamm, sondern sie blieben auch nach 1870 durch das klüglich in Konstantinopel belassene Exarchat in Fühlung mit den Südslawen der Türkei, während die Serben nach ihrer Befreiung durch Errichtung einer auf das Fürstentum beschränkten Landeskirche sich des Einflusses auf ihre Blutsbrüder jenseits der Grenze fast ganz begaben. Zwar waren schon 1813 von Serbien aus in Prilep und Kučeviste Schulen gegründet worden; um die Mitte des Jahrhunderts zählte Makedonien ihrer rund vierzig, nach Gründung des Exarchats stieg ihre Zahl auf hundert, aber während des Krieges von 1876 mußten sie fast sämtlich ihre Tore schließen. Erst in den achtziger Jahren brachte die Eisenbahnverbindung Belgrad-Salonik und der türkisch-serbische Handelsvertrag die Serben wieder in engere Berührung mit Makedonien; die Konsulate in

Üsküb, Monastir und Salonik taten das ihre; 1893 gestand die Pforte wieder die Eröffnung serbischer Schulen in Kosovo, 1897 auch in den beiden anderen makedonischen Vilajets zu, und bei Beginn unseres Jahrhunderts gaben die Serben über zweihundertdreißig Unterrichtsanstalten mit rund neuntausend Schülern an, denen gegenüber die Statistik des Exarchats fast tausend bulgarische Schulen mit rund fünfundvierzigtausend Zöglingen aufführte. Wie immer es mit der Zuverlässigkeit dieser Ziffern stand, in mindestens zwei Dritteln Makedoniens überwog der bulgarische den serbischen Einfluß.

Aber trotz allen Eifers wurde nur der kleinere Teil der Makedoslawen dem Analphabetentum entrissen und einem entwickelten und gefestigten Nationalgefühl erschlossen, denn nirgends, am wenigsten unter den schwierigen Balkanverhältnissen, vermochte der Unterricht ein noch so lernbegieriges Volk ohne allgemeine Schulpflicht bis in seine Tiefen zu ergreifen. Mochte Makedonien auch mit besserer Schulung bedacht sein als manche Gegend Österreich-Ungarns, so zählten Bosnien und Hercegovina noch 1917 mit vierhundertneunzig Schulen und rund zweiundvierzigtausend Schülern in der Gesamtbevölkerung vier Fünftel, in einzelnen Landkreisen sogar neun Zehntel des Lesens und Schreibens Unkundige. Wenn aber in Bulgarien 1899 bei fast zehn Schülern auf hundert Einwohner drei Viertel der Bevölkerung Analphabeten waren, und nach der bulgarischen Statistik in Makedonien auf je hundert Einwohner nur fünf Schüler entfielen,

mußte hier der Anteil der Analphabeten, das war: der von der nationalen Propaganda kaum oder gar nicht Berührten eher größer als kleiner sein.

Doch nicht einmal durch den Schulunterricht wurden die Makedoslawen dauernd einer bestimmten Nationalität gewonnen. Zu glühenden Nationalisten entwickelte sich die kleine Schar derer, die sich zu höherer Bildung emporarbeiteten, aber da sie unter der Türkenherrschaft den Sauerteig zur Durchdringung des ganzen Volkes mit Nationalbewußtsein unmöglich abgeben konnten, wanderte gerade die gebildetere und begabtere Jugend manchmal nach Serbien, weit öfter nach Bulgarien aus, wo sie in den Stellen von Offizieren, Rechtsanwälten, Ärzten, Journalisten und Politikern die vorwärts peitschende Seele der auf den Erwerb Makedoniens gerichteten Bewegung wurde, doch unmittelbar ihrer engeren Heimat verlorenging. Die Bauern aber, denen die Volksschule mit Mühe und Not die bulgarische oder serbische Schriftsprache beigebracht hatte, blieben der heimischen Mundart treu und streiften im Lauf der Jahre die Spuren des Unterrichts um so eher ab, als die Nationalitätenpropaganda bald mit Güte, bald mit Gewalt die Gemüter ständig umpflügte und nicht selten um den Herd einer Familie Anhänger der bulgarischen, serbischen, griechischen und rumänischen Partei beieinander saßen.

Denn nationale Parteien, keine Nationalitäten waren es, die sich vom Hintergrund der makedonischen Wirrnis scharf und deutlich abhoben.

Die überwiegende Mehrheit des Volkes war noch an der Schwelle des Weltkrieges derselbe bildsame Rohstoff, aus dem nach Feststellung der Vorurteilen und Einflüsterungen nicht zugänglichen Slawistik vor vier Jahrzehnten die Bewohner der Nischer und Sofioter Gegend bestanden: jene, 1878 zu Bulgarien geschlagen, hätten sich unter dem Einfluß von Erziehung, Gewöhnung und Umgebung ebenso zu guten Bulgaren entwickelt wie diese, vom Berliner Kongreß Serbien zugeteilt, auf dem gleichen, schmerzlosen Wege zu guten Serben geworden wären.

III

Da der Bestand des osmanischen Reichs für England zur Sicherung seines indischen Besitzes gegen russische Angriffe Lebensbedingung war, gehörte es zu den Meisterstücken britischer Diplomatie, daß sie nicht nur durch einen Geheimvertrag mit Österreich, dem Widerpart Rußlands in der Orientfrage, und Frankreich, der Schutzmacht der Orientkatholiken, die Unversehrtheit der Türkei sicherte, sondern sie auch durch den Pariser Frieden zu einer europäischen Angelegenheit machte. Die Erwähnung des Hattihumajun, der auf Grund der Reformvorschläge der drei gleichen Mächte Verbesserungen in der Lage der Raja verhieß, in dem Friedensvertrag war freilich nur ein platonisches Zierstück, denn dem Europa der trüben nachmärzlichen Reaktion, dem Rußland, das die Revolution in Ungarn zusammenkar-

tätscht hatte, dem Österreich der Galgen von Arad, dem Preußen der badischen Standrechteleien, dem Frankreich der Junimetzeleien und des zweiten Dezember fehlte ebenso der Beruf zum Anwalt der geschändeten Menschlichkeit gegen den Halbmond wie dem England, das die Hindus ausbeutete, vergewaltigte und binnen kurzem vor die Mündungen seiner Geschütze binden sollte. Nicht erhabene Selbstlosigkeit trieb die Mächte auf die Bahn der Reformpolitik, sondern nüchtern und sachlich erwarteten, je nachdem es in ihren Kram paßte, die einen von ihr die Schwächung, die anderen die Stärkung der Türkei; oft war dabei linker Hand, rechter Hand alles vertauscht, indem das autokratische Rußland für demokratische Neuerungen eintrat und das demokratische England autokratische Maßregeln empfahl. Da die schlauen Würdenträger der Pforte nur zu gut wußten, daß die scharfen Gegensätze innerhalb der Vertragsstaaten die Reformen wenn nicht unmöglich, so doch unnötig machten, blieben die schönen Zugeständnisse des Hatti-humajun geduldiges Kanzleipapier, und die rechtlose Masse der europäischen Türkei schleppte härteres Joch denn je.

Zwanzig Jahre nach dem Pariser Kongreß verdarb sich die Türkei das Wohlwollen der liberalen Schichten Westeuropas weniger durch das Wüten der Tscherkessen und Bašibozuks, die den Aufstand in Bosnien und die Unruhen in Bulgarien grausam niederwarfen, als durch die Einstellung der Zinszahlung an die europäischen Staatsgläubiger. Unter dem Einfluß

dieser Stimmung fanden bei den meisten Teilnehmern der Konstantinopeler Mächtekonferenzen Rußlands keineswegs uneigennützige Reformpläne Billigung, die auf eine Selbstverwaltung Bulgariens unter Bürgschaft der Großstaaten hinausliefen, aber als die Ablehnung der Vorschläge den Krieg nach sich gezogen hatte, mühte sich der Berliner Kongreß wieder, dem Bären den Pelz zu waschen, ohne ihn naß zu machen. Drängte San Stefano, von Albanien und Thessalien abgesehen, wenigstens den osmanischen Feudalismus und Despotismus bis an die äußerste Grenzmark Europas zurück, so übernahm, um die russische und südslawische Gefahr zu bannen, Berlin nicht nur die Verantwortung für alle Wirrnisse der Zukunft, indem es zwei Mittelpunkte des Balkanslawentums schuf, sondern hob auch recht eigentlich die makedonische Frage aus der Taufe, indem es das schon befreite Makedonien dem türkischen Mittelalter aufs neue preisgab. Den Artikel 23 des Berliner Vertrags, der für dieses Land eine Art blasser und farbloser Selbstverwaltung festsetzte, warf die Pforte gleichmütig in den Papierkorb, in dem unter anderer Makulatur schon der Hattischerif von Gülhane und der Hattihumajun von 1856 gilbten.

Aber Gärung und Zersetzung schufen in der bildungsbeflissenen und freiheitsdurstigen Jugend der makedonischen Slawen höchst lebendige Kräfte mitten zwischen Fäulnis und Tod. Unter ihren Händen begann, während planlose Aufwallungen der Verzweiflung längst an der Tagesordnung waren, ein halbes Menschenalter

nach dem Berliner Kongreß die heimliche und emsige Vorbereitung zu einem großen Aufstand, der die tätige Teilnahme Europas dem unglücklichen Lande aufs neue zuwenden sollte. Den Kopf der Inneren Organisation wie des Sofioter Zentralkomitees bildeten Vertreter der Intelligenz, Arm und Faust sollte die bäuerliche Masse abgeben, die wirklich nichts zu verlieren hatte als ihre Ketten. Aber wenn die am weitesten links stehenden Heißsporne des im Lande wurzelnden Ausschusses wie Sandanski es mit dem autonomen Makedonien als selbständigem Gliede eines womöglich republikanischen Balkanbundes ernst meinten und sogar die Erhebung der makedoslawischen Mundart zur Schriftsprache anstrebten, war den Leitern der von Sofia genährten Bewegung wie Končev die Autonomie nur eine Vorstufe zur Angliederung Makedoniens an Bulgarien; über Verschiedenheit der Kampfziele und Kampfart gerieten die Anhänger beider Komitees gelegentlich bis zur blutigen Auseinandersetzung hart aneinander, ehe sie sich am Ende vertrugen und verschmolzen. Die Vorbereitungen zu einem allgemeinen Aufstand, die Bewaffnung der Bevölkerung, die Einsetzung von Bezirks- und Ortsausschüssen, die Verteilung von Zeitungen und Flugschriften, die Beitreibung von regelrechten Steuern blieben der Staatsgewalt auf die Dauer nicht verborgen, und da sie notgedrungen fest in das Wespennest hineingriff, brachte sie die Sache vorzeitig zum Klappen: die Verdächtigen flüchteten in die Berge, scharten Banden um sich und begannen ver-

bissenen Kleinkrieg gegen die türkischen Bedränger.

Da zur gleichen Zeit Kretafrage und Armenierschlächtereien wieder Europa zur Stelle riefen, Rußland aber mit den Vorherrschaftsplänen in Ostasien beschäftigt und Österreich-Ungarn durch den Nationalitätenhader im Innern festgelegt war, schlossen Wien und Petersburg im Schatten Josefs II. und Katharina II. ein Abkommen, das jede Änderung in der europäischen Türkei an beider Einwilligung knüpfte, und zwar jeder ebenso, um dritte Bewerber auszuschließen wie um sich den sicheren Bissen für eine günstigere Stunde aufzusparen. Die Kunde, daß nach dem Willen der nächstbeteiligten Mächte im türkischen Europa alles beim alten bleiben solle, schüttete neues Öl in das makedonische Feuer, und mit dem Geknall der Büchse wie dem Gekrach der Sprengstoffe suchte die Bandenbewegung das harthörige Europa endlich zum Aufhorchen zu bringen. Riß ein Dynamitanschlag auf belebtem Markt die Türken zu wilden Gemetzeln hin, so frohlockten die Urheber, denn je mehr Menschen abgeschlachtet wurden, desto lauter war der Widerhall in Europa und desto wirkungsloser das Mühen der von den Großmächten eingeschüchterten Balkanregierungen, die Unterstützung der Bewegung durch ihre eigenen Landeskinder zu unterbinden. Wenn der bulgarische Professor Gheorgov von einem grausig bluttriefenden Ereignis berichtete: »Es glückte den Revolutionären, durch ein Bombenattentat die türkischen Behörden zu greuelvollen Ausschrei-

tungen zu bringen«, so klang solche Genugtuung westeuropäisch zarten Ohren befremdlich und barbarisch, aber hinter den Versuchen, durch Sprengung von Eisenbahnbrücken, Bombenexplosionen in Bankgebäuden und Versenkung europäischer Schiffe im Saloniker Hafen die Sicherheit fremden Gelderwerbs in Makedonien zu stören und so das abendländische Kapital aufzuschrecken, steckte schon ein Teil rechter Erkenntnis, und verzweifelter Stimmung entsprangen alle die verzweifelten Streiche, mochten in diesem Lande auch so viele Unglückliche hungern und lungern, daß sich die Grenze zwischen politischem und gemeinem Verbrechen nicht immer leicht ziehen ließ.

Die Bandenbewegung kehrte sich nicht allein gegen die türkischen Unterdrücker, sondern war ebenso sehr eine demokratische Erhebung gegen die Aristokratie der hohen griechischen Klerisei und ihre Handlanger. Da in diesem Kampf die bulgarisch-makedonischen Banden nicht selten slawisch-orthodoxen Dörfern mit vorgehaltener Flinte den Beitritt zum Exarchat aufnötigten und Patriarchisten, die dagegen bei den Behörden Schutz suchten, als Verräter niedermachten, tobte sich die Erregung in Athen in Massenversammlungen aus, und bald warfen sich immer zahlreicher griechische Banden den bulgarischen Parteigängern entgegen. Weil der aufgezwungene Übertritt zur kirchlichen Form des Bulgarentums auch einen Abfall vom Serbentum in sich schloß, geriet die öffentliche Meinung Belgrads gleichfalls ins Kochen, und mit Mauserkarabiner und Handgranate

tauchten serbische Banden auf, die gegen die bulgarischen Freischärler kämpften, aber auch der allgemeinen Erhebung gegen das Türkenjoch vorarbeiteten. Als ihnen walachische und obendrein türkische Banden folgten, begrub schonungsloser Kampf aller gegen alle in Schutt und Asche niedergebrannter Dörfer, was noch an bescheidenem Wohlstand und geringer Entwicklungsmöglichkeit im Lande lebte. Jede Nationalität konnte schaurig lange Listen von Greisen, Frauen und Kindern vorweisen, die von Anhängern der anderen Partei gefoltert, verstümmelt und abgewürgt waren, und namentlich nach dem großen Aufstand von 1903 retteten Zehntausende von Makedoniern vor der unmenschlichen Rache der Türken gerade das nackte Leben in die Nachbarstaaten, meist nach Bulgarien; ihrer zweihunderttausend weilten schließlich dort und bildeten eine Last für den Staat und einen Stachel für die Regierung, auf eine endliche Lösung der Frage zu dringen.

Einer drohenden Einmischung der Mächte zuvorzukommen, besann sich die Pforte Ende 1902 auf die längst verheißenen Reformen und setzte Hussein Hilmi Pascha als General-Inspekteur mit besonderen Vollmachten über die brenzlichen Vilajets, aber bereits sicherten sich wieder Rußland und Österreich-Ungarn durch das Mürzsteger Abkommen die Vorhand unter den einschreitenden Mächten. Freilich kratzten und schnitzten die neuen Reformpläne abermals nur an der Oberfläche herum. Jede Reform, die nicht Blendwerk war, mußte zuerst die Axt an die feudale Grundeigentums-

verfassung legen und den gebundenen Pachtsklaven der Čifliks zu einem freien Bebauer der eigenen Scholle machen; jede wirkliche Reform mußte zu zweit die Rechtsungleichheit zwischen dem mohamedanischen Herrenvolk und den christlichen Rajavölkern von Grund auf zerstören. Aber weder Rußland, das seine Bauern sich nach Land und Freiheit heiser schreien ließ und über Juden, Polen und Finnen die Knute schwang, noch Österreich-Ungarn, das in Bosnien und Hercegovina die bäuerliche Masse von der türkisch-feudalen Agrarverfassung nicht befreite und seine Südslawen nicht auf gleichem Fuße behandelte, brachten für diese Aufgabe das nötige gute Gewissen mit. Beschränkte sich denn der wirtschaftliche Inhalt der Reform auf den unzureichenden Versuch, den Zehent durch Pauschalierung in eine Art Grundsteuer zu verwandeln, so sollte im wesentlichen eine Gendarmerie unter europäischen Offizieren Wirkungen eindämmen, deren Ursachen man weder zu Leibe gehen konnte noch wollte.

Da jeder Staat nur mit Makedonien als einem Fetzen Macht- und Einflußerweiterung und keiner mit den Makedoniern als Opfern qualvollen Druckes rechnete, weckte als widerliches Vorspiel des Kampfes um die Beute die Verteilung der zu bearbeitenden Abschnitte unter die Mächte Eifersucht und Gezänk. Schließlich setzte sich Rußland in Salonik fest, um Österreich-Ungarn den Ausgang des Vardartales zu sperren, Österreich-Ungarn nistete sich im Vilajet Kosovo ein, um den unmittelbaren

Anschluß an den Sandžak Novibazar zu haben, Italien ließ sich in Monastir nieder, um Albanien auch von der Hinterfront aus zu durchdringen, Frankreich und England beschieden sich mit den neutraleren Bezirken von Seres und Drama, und Deutschland, beflissen, der Türkei möglichst nie auf die Zehen zu treten, begnügte sich mit der Oberaufsicht über die Gendarmerieschule.

Auch hier wirkte die imperialistisch bestimmte Politik der Großmächte als ein Teil jener Kraft, die in Worten das Gute will und in Taten das Böse schafft, denn Halbheit und Heuchelei der Reformaktion peitschten die enttäuschte Bevölkerung nach kurzer Waffenpause zu neuen Gewalttaten auf, und nicht zuletzt, weil die Balkanstaaten aus einer mißverstandenen Bestimmung des Mürzsteger Programms auf spätere Dreiteilung Makedoniens nach dem vorherrschenden Volkstum schlossen und den jeweiligen Banden bei Ausrottung der anderen Nationalitäten keineswegs in den Arm fielen, blieben Mord und Brand die Herren des Landes.

Als, den Geldmangel, ein großes Hemmnis auch dieser bescheidenen Reformen, zu beheben, Osterreich-Ungarn und Rußland mit einem Finanzvorschlag hervortraten, riefen sie England auf den Plan, das, nicht mehr wie einst auf die Erhaltung des Osmanenreiches festgelegt, weit eher zur Durchkreuzung der vorderasiatischen Pläne Deutschlands und zur Herstellung einer Verbindung von Ägypten und Indien über Arabien, Südpersien und das Vilajet Bagdad der Verständigung mit Rußland be-

durfte, die Reformen als treffliche Druckmittel betrachtete und längst durch Balkankomitees unter harmloser Flagge seinen Einfluß in Makedonien ausstreute. Der durch eine gemeinsame Flottenaktion durchgesetzte Vorschlag Lansdownes, das makedonische Finanzwesen unter die gemeinsame Oberaufsicht der Mächte zu stellen, brachte England an die Spritze und störte das Übereinkommen zwischen Rußland und Österreich-Ungarn.

In Petersburg fand der britische Imperialismus um so leichter Gehör, als sich der russische Eroberungsdrang, durch die Niederlagen in der Mandschurei aus dem fernen Osten zurückgeworfen, mit erhöhtem Eifer dem nahen Osten gukehrte, und auch Österreich-Ungarns Balkanpolitik, einen Einspruch des durch Japankrieg und Revolution geschwächten Zarismus nicht mehr fürchtend, üppiger gedieh. Die künstliche Eintracht zwischen den alten Nebenbuhlern zerbrach vollends, als Wien den Bau der Sandžakbahn ankündigte und Petersburg mit dem Entwurf der Donau-Adriabahn antwortete. Da die Absicht, die Längsachse, um die sich das Wirtschaftsleben des Balkans drehte, durch eine zweite Verbindung Wien-Salonik zu verdoppeln und den Einfluß der Mittelmächte in Südosteuropa zu steigern, wider den Plan prallte, die ökonomische Bewegung der Balkanländer um eine Querachse kreisen zu lassen, deutschem und österreichischem Vordringen Halt zu gebieten und Rußlands und der Westmächte Stellung zu stärken, schien der offene Kampf um Makedonien nur mehr eine Frage von Wochen

und Monden, und zu diesem Waffengang die Rüstung fester zu schnallen, verständigten sich Nikolaus und Eduard in Reval über ein gemeinsames Vorgehen bei der Regelung der türkischen Erbschaftsmasse.

Die Erkenntnis, daß jetzt die Uhr zum Zwölfschlag ausholte, rief Offiziere makedonischer Garnisonen zu entschlossener Tat gegen den Absolutismus auf, der für sie an der Schwäche des einst so mächtigen Reichs alle Schuld trug. Der Sieg der jungtürkischen Revolution entzündete in sämtlichen Völkern Makedoniens hellen Rausch. Da von allen Mauern die Zauberworte von 1789 leuchteten: Hürijet! Müsawat! Uchuwet!, stiegen die Banden von den Bergen und legten freiwillig die Waffen nieder, sanken Türken, Bulgaren, Griechen, Serben, Walachen und Albaner einander versöhnt und gerührt an die Brust, verbrüderten sich Jäger und Wild, Wolf und Lamm. Den Mächten blieb nichts übrig, als, willig oder unwillig, die Zelte ihrer Reformaktion abzubrechen, und namentlich für Deutschland gab es, wie Kiderlen-Wächter der bulgarischen Regierung auf die Beschwerde gegen die Entwaffnung der Makedonier durch die Jungtürken bedeutete, keine makedonische Frage mehr, sondern nur eine Türkei, die ihre inneren Angelegenheiten selbst regelte.

Aber wie sich noch nie in der Weltgeschichte eine herrschende Klasse aus freien Stücken ihrer Vorrechte entäußert hat, so war auch diese Offiziersrevolution ohne Verwurzelung mit den breiten Massen zu durchgreifenden

Reformen unfähig. Mochten sich die Dönmes, die islamisierten Saloniker Juden, die im Komitee Einheit und Fortschritt eine erste Geige spielten, um eine Befruchtung der byzantinisch-asiatischen Zurückgebliebenheit durch den kapitalistischen Erwerbssinn des Abendlandes mühen, die das Heft in Händen haltenden Offiziere waren weit davon entfernt, an den Kern des Kerns zu rühren und die Agrarfrage wider ihre Väter und Brüder, die Spahis und Begs, zu lösen. Damit war auch schon für die europäische Türkei wenigstens der Erfolg der Revolution versungen und vertan; 1909 bereits kam auf dem Kongreß der osmanischen Serben der allgemeine Unmut zu Wort: »In einem unserer Blätter,« meinte ein Redner, »stand nach Proklamierung der Verfassung, daß es keine Herren und keine Raja mehr gebe, sondern daß alle osmanischen Bürger gleich seien, aber ich sage: solange es noch Agas und *Čifčijas* gibt, so lange wird es keine wahre Gleichheit, so lange wird es auch Raja und Herren geben.«

Da die Jungtürken statt aller geplanten Verbesserungen in Handel, Gewerbe und Verkehr nur die kostspielige Erneuerung des Heeres mit Ernst und Eifer anpackten, mußten sie höhere Summen denn je aus den Untertanen herauspressen. Steuerhinterziehungen zu begegnen, verbot 1909 die Behörde zum erstenmal seit Menschengedenken die Entfernung des Getreides vom Felde vor Abschätzung durch den Zehentpächter und warf, da so das Korn dem Verderben ausgesetzt war, den Feuer-

brand der Erbitterung unter das geplagte Landvolk.

Was in den Flitterwochen der jungen Freiheit Envers glühender Überschwang verkündete, »daß es fürder weder Bulgaren, Griechen oder Serben noch Rumänen, Juden oder Muselmanen, sondern unter dem einen blauen Himmel nur Osmanen geben werde«, setzte sich bald in eine trockne Vertürkungspolitik um, die durch Vermehrung der Mohamedaner in Makedonien um eine runde Million das Übergewicht des Herrenvolks aufs neue befestigen sollte. Nacheiferer der hakatistischen Polenpolitik, ließen die Jungtürken die Großgrundbesitzer den christlichen *Čifčijas* aufkündigen und *Muhadžirs*, mohamedanische Auswanderer hauptsächlich aus Bosnien und Hercegovina, ansiedeln; einflußreiche Komiteeleute frohlockten, daß in drei, vier Jahrzehnten die europäische Türkei Christen nicht mehr aufweisen werde. Über Makedonien aber flutete, da derart von der Raja Tausende heimatlos wurden, eine neue Welle der Verzweiflung, und abermals sagten die Banden der Welt ihren Grimm auch gegen die junge Türkei mit scharfen Schüssen an.

Den Regierungen in Sofia, Belgrad und Athen drängte diese Politik den Zwang zum Handeln auf, zumal die Hand der Großmächte mit der Annexion von Bosnien und Hercegovina und dem Raubüberfall auf Tripolis den mit tausend feierlichen Eiden behängten *status quo* als harmlose Vogelscheuche enthüllt hatte. Da nur gemeinsames Handeln Erfolg versprach, schleuderte der Gedanke des Balkanbundes

die Krücken weg, auf denen er sich so lange mühsam fortgeschleppt hatte, und schritt rüstig aus. Zwischen Bulgarien und Griechenland war die Brücke leicht zu schlagen, und auch Montenegro sperrte sich nicht. In Sofia und mehr noch in Belgrad mühten sich seit je und je fleißige Federn um den Nachweis, daß nur von der Einheit beider Völker süße Frucht zu erwarten sei; auf der Balkankonferenz von 1910 stimmten die bulgarischen und serbischen Sozialisten freudig dem Plan der föderativen Balkanrepublik zu, den schon Ljuben Karavelov und Svetozar Marković verfochten hatten; darüber hinaus erwärmten sich nicht kleine Kreise der führenden Intelligenz hüben und drüben für ein Zusammengehen. Bei den Regierungen jedoch trat zwischen Absicht und Ausführung stets der Zwiespalt wegen Makedoniens. Endlich gelang im Zeichen des Neuslawismus, der, minder mystisch als der alte Panslawismus, auch nur der moskowitischen Weltherrschaft den Weg ebnen sollte und seit der Annexionskrise viele Köpfe in den südslawischen Ländern wirrte, der geschickten Kunst Isvolskis und seines Famulus Hartwig die Einigung.

Aber ob der Balkanbund als Waffe in den Händen Rußlands gedacht war oder ob er in der letzten Viertelstunde auch den Segen Österreichs erhielt, seine hohe geschichtliche Bedeutung lag darin, daß sich mit diesem Zusammenschluß die Balkanvölker vom Leitseil der Großmächte losrissen und zum ersten Mal selbsttätig handelnd die Weltbühne betraten. Daß diese Kleinstaaten, die, der Gängelei durch

Europa übersatt, den nächsten Abschnitt ihrer Geschichte selbst zu schreiben wünschten, als »siebente Großmacht« es im entscheidenden Augenblick ablehnten, von den Mittelpunkten der europäischen Politik auch nur einen Rat zu empfangen und auf eigene Faust vorgingen, verblüffte und entsetzte die sechs alten Großmächte. Als der Balkanbund losschlug, war ihnen allen, auch Rußland, zu Mut wie der Henne, die die treuherzig ausgebrüteten Küchlein ins Wasser gehen sieht. Hinter keiner Diplomatenbrille blitzte nur ein Funke des Verständnisses für das wirkliche Wesen der Ereignisse auf, denn da in Makedonien die einzig gütererzeugende Masse der christlichen Raja seit langem die dünne Decke der nur verzehrenden Herrenschicht zu sprengen strebte und jedes versagt hatte, die europäische Reform, die makedonische Rebellion, die türkische Revolution, blieb den Gešov, Pašić und Venizelos nur übrig, dem Beispiel Cavours folgend, die Sache selbst in die Hand zu nehmen; es steckte schon ein rechtes Maß historischer Vernunft darin, wenn die osmanische Fremd- und Feudalherrschaft, durch das Schwert errichtet, durch das Schwert erhalten, jetzt durch das Schwert unterging.

Wie bei Jena und Auerstädt stießen bei Lüle Burgas und Kumanovo nicht zwei Heere, sondern zwei Gesellschaftsordnungen zusammen: das trotz allen Jungtürkentums feudal-absolutistische Osmanenreich als Nutznießer und Erbe vergangener Gewalttat und Eroberung und die demokratischen Kleinbauernstaaten des Balkans

als Vollstrecker des schon von Treitschke ausgesprochenen geschichtlichen Gesetzes, daß für ein Volk von Rittern und Rentenverzehrern in Europa keine Stätte mehr ist. Kein größerer Gegensatz als zwischen den anatolischen Redifs, die, aus Kleinasien nach Thrazien geworfen, auf die Ermahnung ihrer Offiziere, tapfer für die Heimat zu kämpfen, erwiderten: »Hier ist nicht unsere Heimat, unsere Heimat ist drüben!« und den bulgarischen Bauernmilizen, die am Lagerfeuer eine elektrische Taschenlampe herumgehen ließen und nachdenklich sagten: »Auch wir werden das jetzt haben!«

Ohne Leibnizens »prästabilierte Harmonie« auf dem Balkan zu schaffen, umschlossen die Ergebnisse der Siege, sicher unter Dach und Fach gebracht, eine bündige Lösung der makedonischen Frage nach der sozialen, nationalen und imperialistischen Richtung.

Während der türkische Aufruf bei Kriegsbeginn hochmütig der asiatischen Reiterhorden gedachte, »die einst, eine kleine Schar, von Anatolien nach Europa zogen und große Landstriche eroberten«, schrieben die Balkanvölker die soziale Befreiung der makedonischen Raja auf ihre Fahnen, und wohin diese Fahnen getragen wurden, wiederholte sich jene soziale Revolution, die früher Gründung und Erweiterung der selbständigen Balkanstaaten begleitet hatte. Als 1830 das Fürstentum Serbien Bewegungsfreiheit erhielt, fegte es Spahis und Begs zum Teil mit, zum Teil ohne Entschädigung über seine Grenzen, warf alle mittelalterlichen Zins- und Fronpflichten auf den Keh-

richt und half dem freien Kleinbauern ans Licht, der heute noch Kern und Masse des serbischen Volkes bildet. Für die 1878 an Serbien fallenden Gebiete suchte der Berliner Vertrag die Feudalrechte der mohamedanischen Grundherren ebenso wie für das Fürstentum Bulgarien zu schützen, aber auch hier gelang es, durch Ablösung der Nutzungsrechte der Spahis und der Eigentumsrechte der Begs die Riesenflächen des Großgrundbesitzes in freie Kleinbauerngüter zu verwandeln. Wie die deutschen Fronbauern beim Erscheinen der französischen Revolutionsarmeen, weigerten darum 1912 in Makedonien die christlichen Hintersassen der mohamedanischen Grundherren, die »Expropriation der Expropriateurs« witternd, beim Nahen der Balkanheere die fernere Entrichtung ihrer Abgaben. In den neuen serbischen Gauen gestattete ein Gesetz dem Großgrundbesitzer den Verkauf seines Bodens nur an den Bauern, der ihn bislang gepachtet und beackert hatte, und da auch sonst die Serben Entstehung und Vermehrung des kleinbäuerlichen Besitzes förderten, zur Besiedelung des dünnbevölkerten Landes arme Teufel von kroatischen und dalmatinischen Auswanderern herangezogen und das Herrengut mit hohen Steuern zwackten, kehrten viele Begs dem ungastlichen Herrschaftsbereich den Rücken, wo merkwürdiger Brauch sich des Schwachen gegen den Starken annahm, und lediglich der Weltkrieg verzögerte die gänzliche Lösung des sozialen Problems in der makedonischen Frage durch Niederlegung des Feudalismus, Zerstückelung

des Großgrundbesitzes und Verwandlung der fronpflichtigen Pachtbauern in freie Kleineigentümer.

Das der Lösung des nationalen Problems dienende bulgarisch-serbische Abkommen über die Aufteilung Makedoniens fand auch in Sofia aufrichtige Zustimmung, denn, ihrem stärkeren Einfluß im Lande Rechnung tragend, wies es den Bulgaren nicht nur das Gebiet östlich von Struma und Rhodopegebirge, sondern von dem strittigen Viereck zwischen Šardagh, Ochridsee, Ägäischem Meer und Rhodopegebirge alle Striche südöstlich einer Linie von Egri Palanka bis Struga zu. Die Makedoslawen selbst, von den Ketten des Feudalismus befreit, paßten sich in ihrer Masse dank ihrem nationalen Dämmerungszustand Bulgaren wie Serben gleich leicht an; selbst nach der unglücklichen Gewaltlösung von 1913 wanderten, um lastender Fremdherrschaft zu entgehen, Türken und Griechen aus den von Bulgaren eroberten Gebieten, Bulgaren und Türken aus den von Griechen erworbenen Landstrichen und Bulgaren und Griechen aus dem in türkischem Besitz verbliebenen Stück Thraziens zu Zehntausenden aus, aber von einer wesentlichen Abwanderung der Makedoslawen aus den serbischen Teilen war nicht die Rede, weil sie sich mit der serbischen Obrigkeit so gut oder so schlecht wie mit der bulgarischen abfanden; die Sehnsucht nach slawischen Schulen drängte die Makedoslawen im griechischen Teil geradezu aus dem Bezirk der hellenischen Staatsgewalt in den Bereich des Serbentums.

Erst während der Friedensverhandlungen in London angebahnte Vereinbarungen nahmen für Griechenland außer der Halbinsel Chalkis Salonik mit einem entsprechenden Geländestreifen im Rücken der Stadt, für Bulgarien die Ägäisküste samt Drama, Seres und Kavala in Aussicht. Salonik selbst war der gegebene Freihafen für den Bund, denn nur wenn die Erzeugnisse aus ganz Makedonien ungehindert durch den Kanal des Morava-Vardartals über Salonik zum Weltmarkt strömten, hob sich die Bedeutung dieses Hafenplatzes, während er, einzig auf einen der Staaten beschränkt, durch Verengung seines Hinterlandes der Verkümmerung anheimfiel.

Da jeder der Balkanstaaten, auch Serbien über Nordalbanien, durch unmittelbaren Anschluß an das Meer volle wirtschaftliche Bewegungsfreiheit besaß, und keiner in Abhängigkeit von dem andern geriet, konnten sie insgesamt im ökonomischen und politischen Ausbau des Bündnisses nur ihren Vorteil finden. Die Sicherung ihrer Errungenschaften gegen imperialistisches Gelüst machte ihnen sogar die festere Verkittung ihrer Beziehungen zur gebieterischen Pflicht, denn mußten sie ihm vereinzelt zur Beute werden, so war der festgefügte Balkanbund ein Igel, mit einer Million Bajonetten bestachelt, den sich auch die eroberungssüchtigste europäische Macht nicht so leicht anzufassen traute. Vorbei dann die Zeiten, da die russischen Machthaber in ihrem Verhältnis zu Bulgarien nur das Zeitwort Befehlen gebrauchten und der österreichische Ver-

treter in Belgrad dem serbischen Fürsten den Rauch seiner Zigarette ins Gesicht blies — durch Abschüttelung der europäischen Einmischungspolitik schloß ein ganzes Jahrhundert zähen Freiheitskampfes der Raja erst gegen die Osmanen, dann gegen die Großmächte, mit der vollkommenen Unabhängigkeit der Balkanvölker von fremdem Einfluß.

Aber da dieses Ende den heiligsten Überlieferungen der Großmächtepolitik widersprach, schob sie eine Sprengkapsel unter den Bund. Mit Aufrollung der albanischen Frage verscheuchte Österreich-Ungarn seinen unbequemen südslawischen Nachbarn nicht nur von der Adria, sondern hielt ihn auch von der Ägäis fern, denn, von der See abgedrängt, geriet Serbien den Bundesgenossen gegenüber ins Hintertreffen und sah sich durch zwei Grenzen, die bulgarische und die griechische, vom Mittelmeer getrennt. Da Bulgarien sein Gebiet über alle Hoffnungen weit nach Osten vorschob und siebenundachtzigtausend Quadratkilometer gewann gegen vierundvierzigtausend, die Serbien, Griechenland und Montenegro zusammen erhalten sollten, heischten von den zwei durch die Erfindung Albaniens am härtesten betroffenen Verbündeten zum Ausgleich Griechenland das Ägäisgestade östlich von Salonik mit Drama, Seres und Kavala, Serbien in erster Reihe die pälagonische Ebene mit Monastir. Auch hierbei hatten die Mächte ihre Hand im Spiel. Während im Herbst 1912 Österreich-Ungarn nach unwidersprochener Behauptung Pašićs Serbien aufmunterte, sich im

Vardartal für den Verlust der Adriaküste zu entschädigen, fühlte sich Bulgarien durch Rußlands anfängliche Haltung in seinem ablehnenden Standpunkt gestärkt und gestützt, bis später beide Spieler im Hintergrund die Rollen ziemlich tauschten.

Im gemeinsamen Kampf für gemeinsame Ziele hatte das bulgarische und serbische Volk in Waffen das Gefühl südslawischer Blutsbrüderschaft und Zusammengehörigkeit vertieft; zwischen den Volksmassen stand weder Mißgunst noch Mißtrauen. Aber von dem hohen Wert des Bündnisses durchdrungen, wiesen auch die Regierungen Gešovs und Pašićs die Möglichkeit weit von sich, daß beide Stämme in unseligem Bruderkrieg sich zum Besten imperialistischer Schnapphähne die Hälse abschneiden könnten. Zum Zusammenprall trieb hier wie dort das dünne, aber laute Häuflein chauvinistischer Schreier, und während den verantwortlichen Staatsmännern die Zügel entglitten, befahl die bulgarische Oberste Heeresleitung aus eigenem den Angriff auf die Waffengefährten von eben und entfesselte damit die Lawine, die den Balkanbund unter sich begrub. Die rohe Augenblickslösung der makedonischen Frage in Bukarest gab dreißigtausend Quadratkilometer mit mehr als sechshunderttausend Einwohnern an Serbien, ebensoviel Gebiet mit dreihunderttausend Einwohnern an Griechenland und nur dreizehntausend Quadratkilometer mit rund hunderttausend Einwohnern an Bulgarien.

Aber noch ehe die Tinte dieses Vertrags ge-

trocknet war, krachte das auf ihn gegründete Gebäude schon in allen Fugen, und während der Balkanbund als Friedensbürgschaft erschien, blühte aus den Trümmern, zu denen ihn weit mehr das imperialistische Ränkespiel der Großmächte als die nationalistische Überhitztheit der Balkanstaaten geschlagen hatte, die Blutrose des Weltkriegs auf.

IV

Da den Brand von 1914 nicht zuletzt das Widerspiel imperialistischer Kräfte im Südosten entzündete, steht für eine dauernde Neuordnung unseres Planeten die Ausschaltung imperialistischen Machthungers vom Balkan vorne an.

Endet allerdings das Ringen der Völker mit dem hallenden Siege der einen, mit der schallenden Niederlage der anderen Partei, so trennt uns von der Götzendämmerung der europäischen Welt nur ein Waffenstillstand, der für den endgültigen Untergang des Erdteils fieberhaft Millionen neuer Mordmaschinen rüstet. Kopfzerbrechen um eine glimpfliche Lösung der makedonischen Frage ist dann müßig, denn die Faust der Gewalt regelt sie so wie 1913 in Bukarest. Damals trieb die Furcht, daß ein Wind über Nacht das Kartenhaus umblasen könnte, die serbische Regierung zu dem törichten Versuch, die Bewohner Makedoniens Hals über Kopf zu Serben zu machen. Nicht nur von den Sozialisten wurde in der Skup-

ština die undemokratische Politik Pašićs an den Pranger geschlagen, die die bulgarischen Unterrichtsanstalten schloß, die serbischen Schulen verdoppelte und verdreifachte, Bulgaren in den amtlichen Listen kaum mehr gelten ließ, Widerstrebenden die serbische Nationalität nicht immer mit sanften Mitteln aufdrängte und um der unter sotanen Umständen selbstverständlichen bulgarischen Bandenbewegung den Boden zu entziehen, eine harte Militärdiktatur über die »befreiten Brüder« verhängte. Ebenso widersprachen heuer die Sozialisten engherziger Richtung im Sobranje lebhaft der »Schreckensherrschaft« in Makedonien und der »Entnationalisierung« seiner Einwohner, denn, den Spuren der Serben folgend, beseitigten die Bulgaren im besetzten Gebiet die serbische Schulverwaltung, führten den bulgarischen Unterricht ein, schleppten die serbischen Bücher zum Einstampfen in Wagenladungen nach Sofia, zwangen der Bevölkerung bulgarische statt der serbischen Namen auf und betrieben die gewaltsame Bulgarisierung der Makedoslawen mit solchem Eifer, daß die serbische Bandenbewegung einen fetten Nährboden fand und ein drakonischer Ausnahmezustand die »befreiten Gaue« einschnürte. Beides ist ein Vorspiel dessen, was bei einer Gewaltlösung der Frage herauskommt, denn wer mit Gewalt erwirbt, glaubt mit Gewalt behaupten zu müssen.

Welchem der beiden Balkanslawenstaaten auch bei solchem Ausgang das Schicksal die Vormacht auf der Halbinsel zuteilt, in seinen neuen Grenzen steht er einzig auf die Bajo-

nette gestützt, von geschwächten und gedemütigten Nachbarn gehaßt, in den eigenen Eingeweiden durch ihre Wühlereien beunruhigt und notgedrungen fremdem Imperialismus angelehnt und dienend. Aufs neue in Einflußbereiche der Großmächte auseinandergerissen, bleibt der Balkan ein Herd des Unfriedens und der Kriegsgefahr.

Aber nicht wenige ehrliche Anhänger eines annexions- und kontributionslosen Friedens kümmern sich nicht weiter um den Balkan, weil sie, gebannt durch den deutsch-englischen Gegensatz, wähnen, daß nach gütlicher Erledigung der großen Streitfragen wie Belgien und Elsaß-Lothringen der Rest schiedlich und friedlich von selbst nachkomme. Wenn diese Auffassung unhold an die Zeit erinnert, die weltpolitisch die Balkannationen wie halbwilde Völkerschaften in Nordafrika oder Mittelasien einschätzte, mag freilich noch heute hier und da der Wunsch lebendig sein, aus der Tasche der Kleinen die Zeche der Großen zu zahlen. Aber das ist ein verhängnisschwangerer Irrtum, denn der Verständigungsfriede wird auf der ganzen Linie oder er wird nicht sein! Selbst wer ihn nicht als Ausfluß sittlicher Überzeugung, sondern als Ergebnis fauler Kriegslage wertet, kann um so weniger annehmen, daß der führende Staat der einen von beiden Mächtegruppen den Frieden über die Leiche des unter seiner Fahne fechtenden Balkanvolkes schreiten läßt, als jedem schon der Eigennutz solche klägliche Politik verbietet.

Das einzige Hindernis zu der notwendigen

Verständigung zwischen Bulgarien und Serbien aus dem Wege zu räumen, pochte neuerdings wieder der Gedanke der Autonomie Makedoniens an. Aber dieser Vorschlag schwitzt die Verlegenheit aus allen Poren und bleibt eine Halbheit. Das ehedem politisch und wirtschaftlich geschlossene Gebiet der europäischen Türkei ist im neunzehnten Jahrhundert nicht in zu wenig, sondern in zu viel selbständige Staaten zerstückelt worden, so daß ihre Vermehrung um ein Fürstentum oder eine Republik Makedonien sehr vom Übel wäre. Da zudem ein sich selbst verwaltendes Makedonien seine Beamten aus denen seiner Landeskinder nehmen muß, die im bulgarischen oder serbischen Staatsdienst geschult und dort mit dem einen oder anderen Nationalgefühl durchtränkt sind, hört das Land erst recht nicht auf, Streitgegenstand zu sein; Sofia und Belgrad sehen in einem autonomen Makedonien ein zweites Ostrumelien, jenes arbeitet für, dieses gegen die Vereinigung mit Bulgarien, und alte Flammen züngeln aus der Asche.

Daß aber eine bulgarisch-serbische Verständigung über Makedonien möglich ist, zeigt der Vertrag vom Februar 1912, bei dem keiner von beiden Staaten Lebensnotwendigkeiten preisgab. An dieses Dokument der Geheimdiplomatie braucht sich freilich eine neue Vereinbarung nicht sklavisch zu klammern, und immer wird eine Teilung ins Auge fassen, daß Bulgarien größeren Einfluß auf die Entwicklung der Makedoslawen zum Selbstbewußtsein ausübte, und daß Serbien mit dem Zugang zur

Adria an anderer Stelle Bewegungsfreiheit und Entfaltungsspielraum erhält. Der Einwohnerschaft Makedoniens aber, für die bei ihrer Zurückgebliebenheit das Selbstbestimmungsrecht der Völker ein wesenloser Schein ist, widerfährt mit der Teilung um so weniger Unrecht, als eine Entscheidung auf Grund allgemeinen Einverständnisses die oft mit der geballten Faust auf den Seelenfang ziehende Werbetätigkeit der Nebenbuhler von heute überflüssig macht. Darum schlug auch eine so demokratische Körperschaft wie der holländisch - skandinavische Sozialistenausschuß zu Stockholm 1917 eine freilich nicht glückliche Trennung Makedoniens mit dem Vardar als Grenze vor.

Die Erledigung der makedonischen Frage gibt den Boden für engste Verbindung der beiden südslawischen Zwillingsbrüder, die sich, der Bulgare nüchtern, zäh, zielsicher, der »Preuße des Balkans«, der Serbe liebenswürdig, beschwingt, zukunftsfreudig, an das Wort vom *Slavus saltans* erinnernd, mit ihrer geschichtlich gewachsenen Volkseigenart ergänzen wie die deutschen Stämme nördlich und südlich des Mains. Die bulgarisch-serbische Verständigung wiederum ebnet die Bahn für den endlichen Zusammenschluß der Balkanvölker überhaupt, der für eine antiimperialistische Klärung südosteuropäischer Fragen so unvermeidlich ist, wie, neben dem Zugang Serbiens ans offene Meer, die Umwandlung des starren Gefüges der österreichisch-ungarischen Monarchie in den freien Bund der Völker an der mittleren Donau.

Wenn die Worte: Abrüstung! Völkerbund! Schiedsgericht! über der Pforte des Friedens stehen, wird in Zukunft der kapitalistische Wettbewerb um Absatzmärkte und Rohstoffquellen zwar nicht mehr mit Mammutgeschützen und Giftgasen ausgefochten, aber er hört mit nichten auf. Unentwickelt, schwach und vereinzelt waren die Balkanstaaten vor dem Weltkrieg wehrlos gegen die Überschwemmung des europäischen Finanz- und Industriekapitals, das, sie wie Kolonialland wertend, ihnen zu drückenden Bedingungen Anleihen gewährte, Zugeständnisse für Wareneinfuhr erpresste, Begünstigungen für gewerbliche Anlagen herausschlug oder sonstwie seine Überlegenheit zur Befriedigung zügelloser Gewinngier ausnutzte. Neuerdings machte Naumanns »Mitteleuropa« den Gedanken einer wirtschaftlichen Vorherrschaft Deutschlands und Österreich-Ungarns auf dem Balkan in weiteren Kreisen volkstümlich, denn darauf läuft das Buch hinaus: Durch seine holde Kulturmusik vernimmt ein geschärftes Ohr das Rascheln von Industriepapieren und das Klirren von Couponscheren, und Kriegsgewinnern wird sich aus seiner ganzen packenden Beredsamkeit nur der schlichte Satz einprägen, daß Mitteleuropa »die kapitalistischen Anlagemöglichkeiten beträchtlich vermehrt«. Auch sorgen sich die Verfechter dieser Utopie nicht zuerst, wie der bulgarische, der serbische, der makedonische Kleinbauer in einem Wirtschaftsbund mit Staaten zurechtkommt, in denen Großindustrie und Großgrundbesitz Wind und Wetter machen, sondern wie

sich der deutsche Handel mit dem österreichischen Wettbewerb am besten auseinandersetzt. Wenn Naumann diesen Wettbewerb in gewissen Produktionszweigen »durch Syndikatsrayonierungen oder auf andere Weise« auszuschalten gedenkt, rechnet er zu wenig mit der unsentimentalen Gemütsverfassung des Kapitals, das nicht auf einen Absatzmarkt verzichtet, weil der Nachbar ihn noch nötiger braucht, und den Balkanvölkern unterschiedslos klingt diese ihre geplante Aufteilung in wirtschaftliche Ausbeutungsgebiete nach afrikanischem Muster wie das hungrige Gekreisch der Geier in Lenaus Gedicht zu Ohr: »Den speisest Du, den Du, den ich!«

Ist Mitteleuropa, von seinen inneren ökonomischen Unmöglichkeiten zu schweigen, als Schützengrabengemeinschaft und Wirtschaftskampfgenossenschaft nur im Rahmen eines Schwertfriedens erreichbar, so haben auch bei einem Verständigungsfrieden die auf gleicher Entwicklungsstufe stehenden Kleinbauernstaaten des Balkans allen Anlaß, eine Barre gegen die Überflutung durch den abendländischen Kapitalismus aufzurichten, aber auch Rumänien und europäische Türkei gehören trotz ihrer abweichenden Grundeigentumsverfassung als Länder, deren Handel sich auf der Ausfuhr von Landwirtschaftserzeugnissen und der Einfuhr von Industriewaren aufbaut, in den gleichen Kreis wie Bulgarien, Serbien und Griechenland. Im Zeichen der Fabel von den Stäben, die einzeln leicht zu zerstücken, zum Bund zusammengeschnürt aber nicht zu zerbrechen sind,

predigt seit Jahr und Tag eine umfangreiche Literatur die einfache Lehre, daß jeder der Staaten, die bislang im Verkehr mit dem Weltmarkt als Kleinbetrieb dem Großbetrieb gegenüber traten und alle Bitternis des ökonomisch Schwächeren schlucken mußten, als Glied eines Wirtschaftsgebiets von mehr als fünfhunderttausend Quadratkilometern und weit über zwanzig Millionen Einwohnern bei Kauf und Verkauf ganz anderes Gewicht in die Wagschale wirft. Erst auf dem Wege über das Zollbündnis treten diese Staaten wirklich in die Weltwirtschaft ein und hämmern ihr eigenes Schicksal, während sie vorher, ohne Widerstandskraft gegen die häufigen Agrar- und Finanzkrisen, im Kielwasser der Wirtschaftspolitik der Industriegroßstaaten mitgeschleift wurden.

Unter die Zinsknechtschaft des europäischen Kapitals gebeugt, kamen die Balkanvölker nur schleppenden Schritts vorwärts. Die Rüstungslast, die ihnen die makedonische Frage aufnötigte, stand nicht nur zu ihrer Größe, sondern auch zu ihrer Kulturhöhe in argem Mißverhältnis: Maschinengewehr und Holzpflug paßten schlecht zueinander. Die Notwendigkeit, die Zinsen für die aus den Rüstungen entspringende Staatsschuld aufzubringen, zog die Steuerschraube über Gebühr an und hemmte die Förderung des Wirtschaftslebens. So blieb der Ertrag des Ackerbaus weit hinter seinen Möglichkeiten zurück: in Bulgarien wirft der Hektar Weizen nur 11,8, in Serbien nur 10,7 Doppelzentner neben 23,6 Doppelzentner in Deutschland ab! Oft war auch ein scheinbarer

Aufschwung das Ergebnis überhitzter und gewaltsamer Entwicklung; die Steigerung der bulgarischen Getreideausfuhr in den letzten Jahren entsprang nicht einem Fortschritt der Erzeugung, sondern einem Rückgang des inländischen Verbrauchs, denn statt seine notwendigen Bedürfnisse zu befriedigen, mußte der Bauer einen großen Teil der Ernte möglichst schnell auf den Markt bringen, um seinen wachsenden Pflichten gegen Staat und Gläubiger nachzukommen.

Da der Zusammenschluß der Balkanvölker den Hauptgrund für Rüstungssteigerung und Verschuldung ebenso behebt, wie er ihre Widerstandskraft gegen die Unterjochungsversuche des europäischen Kapitals verzehnfacht, öffnet er wirtschaftlichem Aufschwung breite Bresche. Makedonien, das lange für ein karges Räubernest galt, ist voller Schätze wie Ali Babas Wunderhöhle. Harren in der Erde Gold, Silber, Kupfer, Blei, Zink, Antimon, Quecksilber, Eisen, Chrom und Mangan der Erweckung, so ist der größte Reichtum Makedoniens die Ergiebigkeit seiner Scholle und die Gunst seiner Witterung. Nach dem Zeugnis deutscher Sachverständiger steht die Fruchtbarkeit des Bodens der Ägyptens gleich. Trotz der kümmerlichen Bearbeitung mit kümmerlichem Gerät bringt die jungfräuliche Erde dreimal im Jahre nacheinander Korn, Mais, Gemüse, Hülsenfrüchte, Paprika, Kürbisse, Tabak, Hanf, Mohn und Baumwolle hervor. Wenn erst südslawischer Fleiß in Sicherheit und Ruhe die Ebenen bestellt, wo bis heute längst nicht ein Zehntel

der verwendbaren Fläche angebaut wurde, tuen sich in den noch nicht erschlossenen Gebieten Getreidekammern von unerhörter Fruchtbarkeit auf.

Die landwirtschaftliche Ausfuhr Makedoniens aber ergießt sich, auch ohne die Erfüllung des mitteleuropäischen Traums, im wesentlichen ganz von selbst auf den österreichischen und deutschen Markt, an den die Balkanstaaten durch die Donau angeschlossen sind. Der serbische Milan, der ein brüchiger Charakter, aber ein heller Kopf war, traf den Kern der Dinge, wenn er dartat: »Die geographische Lage, die Orographie und Hydrographie Serbiens, die Lebensweise unseres Volkes, seine Produktion, sein Handel, die Tradition dieses Handels, all das ist viel stärker als alle chauvinistischen Theorien unserer Radikalen und all das drängt unseren gesamten Export nach Österreich und über Österreich in das zentrale Europa. Dort ist der einzige Markt für unsere Produkte.« Daß solches nicht nur für Serbien gilt, verkünden beredt die Ziffern der Statistik vor dem Kriege. Der Handelsverkehr Bulgariens und Serbiens mit den Mittelmächten verhielt sich zu dem mit England, Frankreich, Rußland, Italien, Belgien und den Vereinigten Staaten zusammengenommen wie fünf zu drei! War auch Serbien drauf und dran, sein Wirtschaftsleben auf andere Absatzmärkte einzustellen und schickte auch Bulgarien einen nicht geringen Teil seiner Erzeugung nach anderen Ländern, die Öffnung des mitteleuropäischen Marktes wird ihren Anreiz um so sicherer ausüben, als viele der

Balkanausfuhrgüter, wie Eier, Käse, frisches Obst und Gemüse nach der nächst gelegenen Absatzmöglichkeit streben. Diesem Bedürfnis wird der Ausbau der Bahnverbindungen zwischen Mittel- und Südosteuropa entsprechen. Donauaufwärts aber schwimmen Massengüter, die längere Frachtdauer vertragen, in erster Reihe Getreide. War vor dem Kriege die Seefracht vom Schwarzen Meer nach Deutschland erheblich billiger als die Beförderung auf der Donau, so wird auf lange hinaus allein die Frachtraumnot zur See die Benutzung der Binnenwasserwege erheblich steigern, und läuft auch noch allerhand Wasser den Rhein, die Elbe und die Oder hinab, ehe sie an das Donaustromgebiet in wirtschaftlich wertvoller Weise angeschlossen sind, so ist schon die Überwindung der Schwierigkeiten beim Eisernen Tor ein gutes Vorzeichen für die Zukunft der Donauschiffahrt, denn während man früher angesichts der kühlen Haltung der maßgebenden österreichischen und magyarischen Großgrundbesitzer gegen die Einfuhr vom Balkan der Ausgestaltung des Donauwegs nicht übermäßige Aufmerksamkeit zukehrte, erhöhte die Kriegsnot die Getreidemenge, die das Eiserne Tor täglich zu durchqueren vermag, von vierhundert auf zweitausend Wagenladungen. Da sich das Wirtschaftsgebiet der mittleren Donau und das Wirtschaftsgebiet des Balkans ohne Reibung berühren und vielfach ohne Zwang ergänzen, gibt im Frieden die von Abgaben und Gebühren befreite, für Tausend-Tonnen-Schiffe fahrbar gemachte Donau die Straße eines stets wach-

senden Verkehrs nach und von Südost ab, und der Arbeiter des rheinisch-westfälischen Industriebeckens, der heute als Soldat im makedonischen Quartier abkocht, ißt künftig das Brot, das der Landmann des Vardartales baut.

Aber auch wenn die Enfaltung südosteuropäischer Zukunftsmöglichkeiten nicht in diesem Maße unserem wirtschaftlichen Bedürfnis entgegenkäme, liegt Aufstieg der Südslawen und Zusammenschluß der Balkanvölker auf der großen Linie der historischen Entwicklung. Die gewaltige revolutionäre Umgestaltung der europäischen Welt, die 1776 das Glockenzeichen vom amerikanischen Festland empfing und seitdem bald stürmischer, bald bedächtiger, Frankreich 1789, Deutschland 1848, Rußland 1917, die bürgerliche Rechtsordnung vom Westen nach Osten trug, vollzieht sich heute für ein nicht geringes Glied der Völkergemeinschaft und macht zu neuen Umschichtungen und Umwälzungen den Weg frei. Solche Bewegung läßt sich hemmen, aber nicht ersticken, und wie die deutsche Nation die ihr von der Geschichte gestellte Aufgabe trotz der Selbstsucht der eigenen Dynasten und trotz der Eifersucht der fremden Mächte bewältigte, dringen Südslawen und Balkanvölker zu ihrem Ziele durch.

Und nur, wenn wir, diese Entwicklung nicht hemmend, sondern fördernd, der Weltgeschichte das Rätsel der makedonischen Sphinx lösen helfen, sind unsere Stirnen der Morgenröte zugewandt.

AUS DER BENUTZTEN LITERATUR

Andonovitch, Carte ethnographique serbe. Belgrade 1903.

Andrić, Geschichte des Fürstentums Montenegro. Wien 1853.

Ashmead-Bartlett, With the Turks in Thrace. London 1913.

Balkanicus, Le Problème albanais, la Serbie et l'Autriche-Hongrie. Paris 1913.

——, Serbien und Bulgarien im Balkankriege. Leipzig 1913.

Bamberg, Geschichte der orientalischen Angelegenheit. Berlin 1888.

Barbulescu, Relations des Roumains avec les Serbes, les Bulgares, les Grecs et la Croatie. Jași 1912.

Bauer, Die Nationalitätenfrage und die Sozialdemokratie. Wien 1907.

Božović i Ćonović, Crna Gora i napredni pokret. Beograd 1911.

Brailsford, Macedonia. London 1906.

Brancoff, La Macédoine et sa population chrétienne. Paris 1905.

Derschawin, Makedonien. Leipzig 1918.

Dimitrijević, Privreda i trgovina u Novoj Srbiji. Beograd 1913.

Draganof, La Macédoine et les réformes. Paris 1906.

Georgevitch, Vl., Das Ende der Obrenovitch. Leipzig 1905.
—— Die serbische Frage. Stuttgart und Leipzig 1909.
Georgevitch, T. R., Macedonia. London 1918.
Gheorgov, Die bulgarische Nation und der Weltkrieg. Berlin 1918.
Gopčević, Oberalbanien und seine Liga. Leipzig 1881.
—— Geschichte von Montenegro und Albanien. Gotha 1914.
Grünberg, Die Agrarverfassung und das Grundentlastungsproblem in Bosnien und Herzegowina. Leipzig 1911.
Guéchoff, L'Alliance Balcanique. Paris 1915.
Hahn, Albanesische Studien. Wien 1853.
Hochwächter, Mit den Türken an der Front. Berlin 1913.
Horvat, Najnovije doba hrvatske povjesti. Zagreb 1906.
Iširkov, Zapadnite kraišta na Bolgarskata zemja. Sofija 1915.
Ivanov, Bolgarite v Makedonija. Sofija 1917.
Ivanić, Maćedonija i Maćedonici. Beograd 1906.
Jäckh, Im türkischen Kriegslager durch Albanien. Heilbronn 1912.
Jireček, Geschichte der Bulgaren. Prag 1876.
—— Geschichte der Serben. Gotha 1911.
Kanitz, Donau-Bulgarien und der Balkan. Leipzig 1882.
—— Das Königreich Serbien und das Serbenvolk. Leipzig 1904.
Kutschbach, Die Serben im Balkankrieg. Stuttgart 1913.
Liebert, Aus dem nordalbanischen Hochgebirge. Sarajevo 1909.

Louis-Jaray, L'Albanie inconnue. Paris 1913.
Mendelssohn-Bartholdy, Geschichte Griechenlands. Leipzig 1870.
Miliukoff, Makedonien. Leipzig 1918.
Murko, Geschichte der älteren südslawischen Litteraturen. Leipzig 1908.
Naumann, Mitteleuropa. Berlin 1916.
Nikolaïdes, Macedonien. Berlin 1899.
Nopcsa, Das katholische Nordalbanien. Wien o. J.
Novaković, Balkanska pitanja. Beograd 1906.
—— Die Wiedergeburt des serbischen Staates. Sarajevo 1912.
Oblak, Makedonische Studien. Wien 1896.
Pantić, Spoljna trgovina i trgovinska politika nezavisne Srbije. Beograd 1910.
Radeff, La Macédoine et la renaissance bulgare. Sofia 1918.
Ranke, Serbien und die Türkei im neunzehnten Jahrhundert. Leipzig 1879.
Ristić, Diplomatska istorija Srbije. Beograd 1896.
Rizoff, Die Bulgaren in ihren historischen, ethnographischen und politischen Grenzen. Berlin 1917.
Robert, Die Slawen der Türkei. Aus dem Französischen von Fedorowitsch. Dresden und Leipzig 1847.
Sax, Geschichte des Machtverfalls der Türkei. Wien 1908.
Seton-Watson, Die südslawische Frage im Habsburger Reiche. Berlin 1908.
—— The rise of nationality in the Balkans. London 1917.
Sakazov, Bolgarite v svojata istorija. Sofija 1917.
San Giuliano, Briefe über Albanien. Leipzig 1913.
Šišić, Geschichte der Kroaten. Zagreb 1917.

Sosnosky, Die Balkanpolitik Österreich-Ungarns. Stuttgart 1913.
Thallóczy, Illyrisch-albanische Forschungen. München und Leipzig 1916.
Tucović, Srbija i Arbanija. Beograd 1914.
Vasiljević, J. H., Južna stara Srbija. Beograd 1909.
—— Arbanaska liga. Beograd 1909.
Weigand, Die Aromunen. Leipzig 1895.

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

Im gleichen Verlage ist erschienen:

JOHANNES V. JENSEN

Unser Zeitalter

Sechste Auflage. Geh. 6 Mk. 50 Pf., geb. 9 Mk.

PAUL LENSCH

Drei Jahre Weltrevolution

Siebente Auflage. Geh. 3 Mk. 50 Pf., geb. 5 Mk. 50 Pf.

THOMAS MANN

Betrachtungen eines Unpolitischen

Sechste Auflage. Geh. 13 Mk., in Halbleinen geb. 16 Mk.

ROBERT MÜLLER

Europäische Wege. Gebunden 2 Mk. 50 Pf.

WALTHER RATHENAU

Von kommenden Dingen

Fünfundsechzigste Auflage. Geh. 6 Mk., geb. 8 Mk.

NADJA STRASSER

Die Russin

Charakterbilder. Fünfte Auflage. Geh. 4 Mk., geb. 6 Mk

LEOPOLD VON WIESE

Der Liberalismus in Vergangenheit und Zukunft

Dritte Auflage. Geh. 4 Mk., geb. 6 Mk.

Druck von Breitkopf & Härtel in Leipzig.